



Leseprobe

Regina Scheer

Bittere Brunnen

Hertha Gordon-Walcher und der Traum von der Revolution - Ausgezeichnet mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2023

»Ein wichtiges Buch, das den großen Erzählungen über das 20. Jahrhundert einen ganz eigenen Erfahrungsschatz zur Seite stellt.« *Deutschlandfunk, Andruck*

Bestellen Sie mit einem Klick für 30,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 12. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ausgezeichnet mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2023 Die Lebensgeschichte einer außergewöhnlichen Frau

Eine Alternative zum Kapitalismus ist möglich, eine Welt ohne Krieg, Armut und Ausbeutung: davon ist die junge Jüdin Hertha Gordon, später Walcher, überzeugt, als sie sich in den 1910er-Jahren den Sozialisten anschließt und in den Kampf stürzt. Hautnah erlebt sie den großen Traum von der Revolution, aber auch das Scheitern und schmerzhaftes Ende der Illusionen mit. Die Geschichte ihres Jahrhundertlebens ist das Panorama einer Epoche.

Mitreißend erzählt Regina Scheer von einer außergewöhnlichen Frau in unruhigen Zeitläuften, von existenziellen Auseinandersetzungen unter Gleichgesinnten in der Weimarer Demokratie, vom Widerstand gegen die Nationalsozialisten, von einer dramatischen Flucht über Marseille in die USA, vom Exil in New York und von der Hoffnung auf den Aufbau eines anderen Deutschland nach dem Krieg.

Regina Scheer kannte Hertha Walcher (1894–1990) seit ihrer Kindheit und führte über viele Jahre Gespräche mit ihr. Sie bietet einen außergewöhnlichen, sehr privaten Blick auf eine beeindruckende Frau, die klandestin nach Moskau reiste, um Dokumente zu überbringen, und dort Lenin und Stalin begegnete; die Spezialistin in der Herstellung von Geheimtinte war, deren Weggefährten Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, Wilhelm Pieck, Bertolt Brecht, Willy Brandt hießen. Voller Empathie erzählt Scheer von einem entbehrungsreichen Leben im Dienst einer großen Idee, von unzerstörbarer Hoffnung, von Verbundenheit und Hilfsbereitschaft, aber auch von erbittertem Streit unter Menschen, die doch das gleiche Ziel verfolgen.

REGINA SCHEER

BITTERE BRUNNEN

Hertha Gordon-Walcher
und der Traum
von der Revolution



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright © 2023 Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagabbildung: © Christian Krebs; © shutterstock / mexrix

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60208-8

www.penguin-verlag.de

Da ist keiner mich aus meiner Pflicht
zu entlassen
sie sind alle gestorben
sagst du mir es ist lange her
sag ich dir es geschieht
ich wiederhole den Satz den sie lebten
bis zuletzt
In dieser dunklen Welt
findet Halt nur
der einen anderen hält

Steffen Mensching, 1986

Inhalt

Tante Hertha 9

1. Sehnsucht nach Aufbruch 43
1894–1915
2. Die kleine Jüdin will den Kaiser stürzen 79
1915–1918
3. Verzögerte Brautwerbung 119
1919–1922
4. Sekretärin, Pflegerin, Freundin 157
1922–1925
5. Der große Strom und der Schlamm 204
1925–1928
6. Richard Sorges Kleiderschrank 239
1928–1931

7. Ins Exil 278
1931–1937
8. Hoffnung, Scheitern, Hoffnung 324
1933–1938
9. Die Segeltuchtasche im Thymianfeld 357
1938–1941
10. Und wieder Exil 389
1941–1947
11. Rückkehr in die Kälte 443
1947–1949
12. Trotz alledem: Am Tisch unterm
Kirschenbaum mit Freunden 483
1914–1953
13. Dämonen der Vergangenheit 521
1953–1990

Namensverzeichnis 567

Zitatnachweise 671

Verwendete Literatur (Auswahl) 689

Danksagung 695

Bildnachweis 697

Tante Hertha

Als ich zur Schule kam, 1956, heiratete meine schöne Mutter einen fremden Mann, zu dem ich fortan Papa sagen sollte. Ich fand, er sah dem Präsidenten Wilhelm Pieck ähnlich, dessen Bild in unserem Klassenzimmer hing. Er war über sechzig, meine Mutter noch nicht dreißig. Manchmal sprach er im Fernsehen, jedoch besaßen wir damals noch keinen Fernsehapparat. Ich lernte das Wort Emigration, mein neuer Papa war in der Emigration gewesen, in Paris und New York. Das war etwas Besonderes, die anderen Väter waren im Krieg Soldaten gewesen. Der Mann meiner Mutter fuhr immer noch in der Welt herum, nach Afrika oder Kuba, in den Iran und nach Algerien, aber er erzählte mir nichts über seine Reisen, und ich fragte ihn auch nichts. Zu ihm kamen oft Leute, dann hatte ich in meinem Zimmer zu bleiben. Die Besucher interessierten sich nicht für mich, doch ich beobachtete sie durch die Türritzen und lauschte an der Wohnzimmertür, oft verstand ich ihre Sprache nicht, es war wohl Englisch oder Französisch. Andere redeten deutsch, aber was sie sagten, verstand ich trotzdem nicht, die Gespräche kamen mir langweilig vor. Umso seltsamer war, wie erregt die Gäste und meine Eltern oft durcheinan-

derredeten, wie sie manchmal laut wurden, als würden sie streiten, und manchmal ganz leise, beinahe flüsternd weiter-sprachen, als sollte sie niemand hören.

Zwei Ehepaare gab es, die einfach in mein Kinderzimmer kamen und mir Geschenke gaben, die manchmal darauf be-standen, dass ich mit am Tisch saß, mich nach meinen Dingen fragten und aufmerksam zuhörten, als sei ich ihnen wichtig. Das waren der Schriftsteller Wolodja und seine Frau Ida aus Paris. Sie reisten wohl auch viel, denn sie brachten mir im Lau-fe der Zeit eine russische Matrjoschka mit und ein indisches Tüchlein und einen silbernen Kettenanhänger mit einem sie-benarmigen Leuchter, der Menorah, wie sie mir erklärten. Den nahm meine Mutter aber an sich, ich sollte ihn nicht tragen, den Grund erfuhr ich nicht. Die anderen Besucher, die sich mir zuwandten, nannte ich Tante Hertha und Onkel Jacob, sie wa-ren noch älter als der Mann meiner Mutter und wohnten auch in Berlin, in Hohenschönhausen. Dorthin wurde ich manch-mal mitgenommen, sie hatten ein Haus mit einem Garten, in dem auch ein Kirschbaum stand. Das Haus war kleiner als das, in dem meine Eltern inzwischen wohnten, aber viel gemütlicher. Wie bei uns gab es viele Bücher, aber auch bunt bemalte Schränke, einen Teppich, der an der Wand hing, und zwei selt-same, klobige Ledersessel, die aussahen, als wären es Autositze. Es waren auch Autositze, hörte ich, *der Brecht* hatte sie aus sei-nem alten Steyr ausbauen und in der Werkstatt des Berliner Ensembles die Holzgestelle bauen lassen. Das Berliner Ense-mble war mir bekannt. Dort, wo ich vorher gewohnt hatte, zu-sammen mit meiner Mutter und meinem ersten Vater, dem richtigen, wie ich im Stillen fand, hatte ich das sich drehende Zeichen vom Berliner Ensemble aus dem Küchenfenster sehen können. Den Namen Brecht kannte ich nicht. Tante Hertha gab mir ein Buch mit einem lustigen Gedicht von ihm, das *Alfabet*.

»Steff sitzt lang auf dem Abort / Denn er nimmt ein Buch nach dort. / Ist das Buch dann dick / Kommt er erst am nächsten Tag zurück.« Das konnte ich mir vorstellen, ich las selbst überall, seitdem ich es konnte, und dicke Bücher lieber als dünne. Beim Buchstaben E hieß es: »Eventuell bekommst du Eis / Heißt, dass man es noch nicht weiß. / Eventuell ist überall / Besser als auf keinen Fall.« Darüber dachte ich nach. War ein »vielleicht« wirklich besser als das klare »niemals«? Wenn ich meine Mutter fragte, wann mein richtiger Vater mich besuchen käme oder ob ich ihn in Hamburg, wo er wieder lebte, besuchen dürfte, dann blickte sie erschrocken und sagte etwas wie »Wer weiß ... , vielleicht. Eventuell später«, aber in einem Ton, als hätte ich etwas Unmögliches verlangt. Und irgendwann hörte ich auf zu fragen, ich erwähnte ihn gar nicht mehr, niemand erwähnte ihn. Ich verstand es nicht.

Tante Hertha und Onkel Jacob schenkten mir auch Bücher, ich weiß noch, wie ich in den weichen, grünen Lederpolstern aus Brechts Auto hockte und in einem Schachlehrbuch für Kinder las oder in Anna Maria Jokls *Die Perlmutterfarbe*, während die Erwachsenen in der Veranda Kaffee tranken. Es war schön bei diesem alten Paar. Onkel Jacob sah auch ein bisschen aus wie Wilhelm Pieck auf den Zeitungsbildern, so bauchig und gütig, obwohl er manchmal auf irgendetwas schimpfte und Hertha ihm dann die Hand auf den Arm legte, bis er sich beruhigte. Er sprach viel, sie damals nicht. Sie war klein und dünn, meistens trug sie Hosen und einen Pullover, grau oder braun, keinen Schmuck. Ihr kurz geschnittenes Haar war damals noch dunkel, erst später wurde es grau, immer lag es in schönen Wellen, obwohl sie, wie sie meiner Mutter einmal erzählte, nie zum Friseur ging. Sie ging überhaupt selten irgendwohin, weil sie schwer Luft bekam und am liebsten in ihrem Häuschen blieb, wo sie chinesische Bücher übersetzte. Aber

nicht aus dem Chinesischen, sondern aus dem Englischen. Außerdem schrieb sie auf einer Reiseschreibmaschine Jacobs Manuskripte ab. Ich dachte, Jacob sei auch ein Schriftsteller oder Journalist wie der Mann meiner Mutter. Den nannten sie Walter, obwohl er Maximilian hieß; in der Emigration trug er den Namen Walter. Oder war Walter sein richtiger Name und der andere sein falscher? Es war verwirrend. Onkel Jacob schrieb keine Bücher und auch nicht für Zeitungen, er schrieb, wie ich ihn einmal sagen hörte, für die Schublade. Tatsächlich waren die Schubladen und Schränke in dem kleinen Haus voll von beschriebenem Papier, auch auf dem Tisch neben Brechts grünen Sesseln stapelten sich die Blätter. Jacob schrieb über das, was er erlebt hatte, Jahrzehnte vor meiner Geburt. Er schrieb über die Partei und die Jahre in der Emigration, über Leute, die nicht mehr lebten. Darüber redeten sie auch, wenn sie am Kaffeetisch saßen oder bei meinen Eltern zu Besuch waren. Das interessierte mich nicht besonders, aber beeindruckt war ich schon, dass Onkel Jacob und Tante Hertha unseren Präsidenten kannten und Rosa Luxemburg begegnet waren und Clara Zetkin, deren Kopf auf meinen Schulheften abgebildet war, vor allem aber bewunderte ich sie, weil sie LENIN gekannt hatten. LENIN war nicht wie andere Menschen, vielleicht war er so etwas wie ein Gott, ein Name, der über allem schwebte, wie STALIN. Aber mit diesem Stalin war irgendwas, sein Denkmal stand zwar noch in der Nähe vom »Haus des Kindes«, aber Stalins Kopf, der zu Beginn meines ersten Schuljahres auf Plakaten noch in einer Reihe mit den Köpfen von Marx, Engels und Lenin abgebildet war, war aus dieser Reihe der Götter verschwunden. Und irgendwann, als wir am »Haus des Kindes« vorbeifuhren, sah ich, dass auch sein Denkmal nicht mehr da war. Einmal fragte ich Tante Hertha, ob sie Stalin auch gekannt habe, sie lachte und machte eine unbestimmte

Handbewegung. »Ja, ich bin ihm begegnet«, sagte sie. »Mit der Clara zusammen, sie war bei ihm zum Essen eingeladen. Sein Sohn Jakow saß mit am Tisch, fünfzehn, sechzehn Jahre alt. Stalin sagte etwas zu ihm, der Sohn antwortete, wir haben die Antwort nicht verstanden, aber Stalin beugte sich über den Tisch und ohrfeigte den Jungen. Der stand auf und ging wortlos, auch seine Stiefmutter, nur sechs Jahre älter als Jakow, sagte kein Wort. Uns war der Appetit vergangen.«

Das war, was sie mir über Stalin erzählte: Er hat seinen Sohn geschlagen.

Aber ich fragte nicht weiter nach, zu weit weg von meinem Leben waren Stalin und Lenin, Rosa Luxemburg und Clara Zetkin.

Als ich zehn Jahre alt und gerade in die fünfte Klasse gekommen war, starb Wilhelm Pieck, unser Präsident. Sein Bild in der Schule bekam eine schwarze Schärpe, bevor es nach einer Weile ausgetauscht wurde. Onkel Jacob und Tante Hertha hatten ihn gern gehabt, das wusste ich, ohne dass sie es gesagt haben. Jetzt war überall die Rede vom Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht, den kannten sie auch, gut sogar, aber den hatten sie offenbar nicht gern. Inzwischen glaubte ich, dass das alte Ehepaar in Hohenschönhausen alle wichtigen Leute dieser Welt kannte oder ihnen begegnet war. In Paris oder New York, in Moskau oder London.

Ich war gern in dem kleinen Haus, weil es da gut roch, nicht so wie sonst bei alten Leuten, ich hörte gern Jacobs dröhnendes, warmes Lachen, Herthas leise Stimme, die aber auch hart und befehlend werden konnte. Nicht mir gegenüber, mit mir sprach sie beinahe zärtlich, sie mochte es, wenn ich über die Bücher erzählte, die ich gelesen hatte, über meine Freundinnen, sie interessierte sich für meine Schule, für mich, das war ich nicht gewohnt. Jacob gefiel es, wenn ich ihn etwas fragte, er

erklärte gern und holte dabei weit aus. Oft hatte ich meine Frage schon vergessen und langweilte mich etwas bei seinen ausführlichen Antworten. Hertha rief mich manchmal bei meinen Eltern an und lud mich ein, sie mit der Straßenbahn und dem Bus zu besuchen. Trotzdem vergingen oft Monate, in denen ich sie nicht sah. Aber die Gewissheit, dort jederzeit willkommen zu sein, gab mir eine schwer zu benennende Sicherheit, das Gefühl der Zugehörigkeit, das ich bei mir zu Hause nicht fand. Ich war in der elften Klasse, als ich das Haus meiner Eltern verließ, ich ging einfach nicht mehr dorthin. Eine Lehrerin wurde mein Vormund, später wohnte ich zur Untermiete bei einer alten Frau in der Anklamer Straße, dann, das war schon zur Zeit des Abiturs, bei einer Freundin in Karlshorst. Als ich achtzehn Jahre alt, also volljährig war, bekam ich eine eigene kleine Dachwohnung, und im Herbst desselben Jahres begann ich ein Studium an der Humboldt-Universität. Hertha und Jacob, obwohl der Mann meiner Mutter ja ihr Freund war, fragten nichts, ich musste nichts erklären, sie schienen mein Weggehen zu verstehen, und dieses stille Verständnis verband mich noch mehr mit ihnen.

Im März 1970, ich war schon Studentin, starb Jacob. Ich erfuhr es aus der Zeitung, lange war ich nicht bei den Walchers gewesen. Dass er krank war, wusste ich, auch dass er immer wieder in Buch in der Robert-Rössle-Klinik lag. Aber auch Hertha musste immer wieder ins Krankenhaus, manchmal besuchte ich sie dort, aber sie liebte es nicht, wenn ich ohne Anmeldung kam, ich sollte vorher anrufen, damit wir Zeit für einander hätten, wie sie sagte. Denn auch andere besuchten sie, mir schien, sie gaben sich die Klinke in die Hand. Mir war es oft zu umständlich, einen Termin zu vereinbaren, und meine Tage waren so prall gefüllt, da blieb wenig Raum für die beiden vertrauten Alten aus meinen Kinderjahren. Und nun war Jacob

tot, »ein verdienter Veteran der Arbeiterklasse«, stand in den Zeitungen.

Ich kann nicht sagen, dass ich besonders traurig war über seinen Tod mit dreiundachtzig Jahren. Dass ein so unfassbar alter Mensch geht, kam mir völlig natürlich vor, ich selbst war noch nicht zwanzig. Als wieder zwanzig Jahre später Hertha starb, mit sechsundneunzig Jahren, war das anders. Ihr Tod hat mich getroffen, und in den Jahren seitdem, inzwischen sind es Jahrzehnte, spürte ich immer wieder einen großen Verlust, der auch der Grund ist, warum ich das hier schreibe.

Als Jacob starb, war Hertha selbst gerade im Krankenhaus, und nach der Beisetzung musste sie dorthin zurückkehren. Ich meldete mich bei ihr an und traf sie in tiefer Trauer und etwas verwirrt, doch sie freute sich, mich zu sehen, machte mir keine Vorwürfe, fragte nicht, wo ich gewesen sei bei der Beerdigung. Sie erzählte mir, dass die Grabrede ihr alter Freund Walter, mein Stiefvater, halten sollte, Jacob und sie hatten es so gewünscht. Aber Jacobs Tod war keine Privatangelegenheit, er wurde am Pergolenweg in der Gedenkstätte der Sozialisten begraben, irgendeine Protokollabteilung bestimmte den Ablauf der Trauerfeier. Walter war ja nicht in der Partei, also durfte er nicht reden. Den Auftrag bekam Hans Jendretzky, zehn Jahre jünger als Jacob, auch er ein alter Gewerkschaftsfunktionär, ein anständiger Genosse, wie Hertha meinte. Was er gesagt hatte, wusste sie kaum noch, sie war wie betäubt nach Jacobs Tod und den Ereignissen danach, betäubt auch von der Erkenntnis, dass ihr Jacob, den sie fünfzig Jahre lang geliebt hatte, nun anderen zu gehören schien.

Bei meinem nächsten Besuch, sie war wieder aus dem Krankenhaus entlassen, hatte sich ihr Haus verändert. Brechts Autosessel standen noch, wo sie immer gestanden haben, das seidene Tuch von den Weltfestspielen der Jugend aus dem Jahr 1951

verdeckte die Scheibe in der Wohnzimmertür, da hing an der Wand noch immer der zinnerne Teller, den ich erst viele Jahre später als einen Sederteller erkannte, mit Vertiefungen für das Bitterkraut und die anderen Zutaten. Die Papiere stapelten sich wie stets auf den Tischen, aber etwas fehlte. Jacob war immer anwesend gewesen, selbst wenn er im Krankenhaus, im Garten oder im Nebenzimmer war, nun lag seine Abwesenheit über allem, unsichtbar und doch sofort zu spüren, wie ein leicht bitterer Geruch, wie feiner Staub, den man schon auf der Zunge schmeckt, bevor er die Dinge stumpf erscheinen lässt. Ein gerahmtes Foto an der Wand, das vorher nicht da gewesen war, zeigte Jacob, wie ich ihn nicht gekannt habe, als einen jungen Mann mit offenem Lachen. Erst später, als ich dieses Foto nächtelang vor Augen hatte, wenn ich Hertha besuchte und ihren Monologen zuhörte, sah ich, dass Jacob in seiner Jugend ein sehr schöner Mensch gewesen war, stark, entschlossen, dabei doch irgendwie geheimnisvoll und erotisch anziehend.

Ich schaute mich um und fragte mich, was mir so anders vorkam, dann sah ich die leeren Stellen in den Bücherregalen. Da fehlten ganze Reihen. Hertha erzählte mir, immer noch fassungslos, dass Genossen gekommen seien, um Jacobs schriftlichen Nachlass, der Eigentum der Arbeiterklasse sei, sicherzustellen. Gegen ihren Willen hätten die drei Männer ganze Manuskriptstapel eingepackt, Briefe und Notizbücher, auch Broschüren und Bücher. Es sei wie bei einer Hausdurchsuchung gewesen. Vergeblich habe sie gegen die Beschlagnahme protestiert, darauf hingewiesen, dass viele Briefe auch an sie gerichtet waren, dass einige der Bücher ihr gehörten. Die Schriftstücke würden ins Archiv der Partei und die Bücher und Broschüren in das Institut für Marxismus-Leninismus überführt, erklärte man ihr, da gehörten die seltenen Erstausgaben hin, zum Beispiel diese *Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution*, 1929

im Internationalen Arbeiter-Verlag erschienen. Das Buch sei sonst nirgends mehr vorhanden, es gehöre der Partei.

»Dabei«, sagte Hertha bitter, »ist Jacob 1929, als er an diesem Buch mitarbeitete, schon aus der Partei ausgeschlossen gewesen. Daran war der Hermann Duncker beteiligt, der Albert Schreiner, Clara Zetkin. Die wussten, worüber sie schrieben, es war ja ihre Revolution. Aber sie haben auch über die Fehler und Irrtümer berichtet, das war der Parteiführung damals schon ein Dorn im Auge. Und heute wird das Buch auch im Giftschrank landen.«

»Jacob war aus der Partei ausgeschlossen worden?«, fragte ich verwundert. In den Nachrufen und Geburtstagselogen, die ich in verschiedenen Zeitungen gelesen hatte, war keine Rede davon gewesen. »Ja, nicht nur einmal«, erwiderte Hertha. Sie zeigte mir ein gerettetes Buch, das man ihr nach ihrem Protest zurückgegeben hatte. Es war Clara Zetkins *Um Rosa Luxemburgs Stellung zur russischen Revolution*.

»Das hat die Clara mir 1922 zu Weihnachten geschenkt. Mit Widmung. Ich habe das Buch gehütet wie meinen Augapfel. Der Hilde Mende verdanke ich, dass ich es wiederbekommen habe, nachdem ich Anfang 1933 nicht mehr in unsere Wohnung gehen konnte.«

Wer war Hilde Mende? Und warum hieß Hertha, die als Gordon geboren wurde, in dieser Widmung Gordon-Osterloh?

Hertha sah plötzlich sehr müde aus, sehr klein und sehr alt.

Das Schlimmste aber sei gewesen, sagte sie mir leise, dass einer der Männer sich ein kleines Büchlein eingesteckt habe, ein Arbeiterliederbuch. »Das hat Jacob vom Robert Siewert geschenkt bekommen, an diesem furchtbaren 65. Geburtstag im Mai 1952, bei dem Brecht und Walter und eben Robert die einzigen Gäste waren. Der Robert hatte das Buch wahrscheinlich in einem Antiquariat gefunden, er kann es ja nicht über die

Zeiten gerettet haben, weil er selbst in Buchenwald war und nach dem Krieg mit leeren Händen dastand wie wir alle. Es war ein kleines, schmales Buch, für uns wertvoll und unersetzbar. Diese Lieder hatte Jacob schon am Anfang des Jahrhunderts gesungen, als er in Stuttgart Vorsitzender der Freien Sozialistischen Jugend war. Und ich habe einige dieser Lieder schon in Königsberg gekannt, als nach 1905 die weißrussischen Revolutionäre bei meinen Eltern ...«

Sie brach ab, wie sie ihre Erzählungen oft mitten in einem Satz abbrach. Wir tranken Tee an ihrem Tisch in dem jetzt so veränderten Zimmer. Ich fragte nicht viel. Nicht an diesem Tag. Ich wusste, dass sie meine Fragen nicht würde hören wollen, und wenn ich ihrer Empörung zustimmen würde, hätte sie sich vielleicht genötigt gefühlt, die Männer zu verteidigen. Immerhin waren die ja im Auftrag der Partei gekommen. Ihrer Partei. Aber später redete sie wieder davon, machte mir die Ganovengeste vor, die schnelle Bewegung, mit der dieser Kerl, den Genosse zu nennen sich alles in ihr sträubte, das kleine Buch in seine Brusttasche gesteckt hatte, während die anderen beiden ihre Beute in Kartons packten und ihr ein Papier hielten, das sie unterschreiben sollte. Ihr sei übel geworden, als sie endlich weg waren, und ihre Haushälterin, die bei allem dabei gewesen sei, habe schon gedacht, dass man sie wieder ins Krankenhaus bringen müsse, aber sie habe sich aufgerafft, Jacob hätte nicht gewollt, dass sie sich wegen dieser Leute so gräme. Da hätten sie schon ganz andere Dinge aushalten müssen, von den Gegnern und von den eigenen Genossen.

Und doch muss diese Geschichte sie besonders aufgewühlt haben, mehrmals kam sie während der nächsten zwanzig Jahre auf diese Beschlagnahmung und das gestohlene kleine Liederbuch zu sprechen.

Ich habe sie nach Jacobs Tod oft besucht, manchmal in gro-

ßen Abständen, doch in den letzten Jahren ihres Lebens mindestens einmal in der Woche. In dieser Zeit beendete ich mein Studium, heiratete, bekam eine Tochter, ließ mich scheiden. Ich arbeitete bei einer Zeitung, unsere Redaktion wurde »wegen konterrevolutionärer Tendenzen« aufgelöst, mit sechsundzwanzig Jahren beschloss ich, mich fortan freiberuflich durchzuschlagen. Das war eigentlich kaum möglich, man brauchte eine Steuernummer, freie Journalisten sollte es nicht geben, und als Autorin bekam man die Steuernummer nur, wenn man im Schriftstellerverband war. Aber ich hatte als junges Mädchen ein paar Texte für Rockgruppen geschrieben, einige Gedichte von mir waren veröffentlicht worden, so bekam ich diese Steuernummer, schrieb weiter für Zeitungen und den Rundfunk. Tante Hertha, die ich bis zu ihrem Tod so nannte, ließ sich von mir meine Artikel und Texte vorlesen, ihre Augen wurden immer schlechter, am Schluss war sie fast blind. Auch aus Zeitungen las ich ihr vor, aber oft genügten ihr ein paar Sätze, bis sie abwinkte und das Gehörte scharf kommentierte. Doch hinter ihrem Sarkasmus war eine Trauer zu spüren, hinter ihrer offenkundigen Verachtung der Politik spürte ich eine nie versiegende und immer wieder enttäuschte Hoffnung.

Obwohl ich keineswegs die einzige Besucherin war, schien mir, dass ihr die Stunden mit mir wichtig waren. Über das, was ich ihr aus meinem Leben erzählte, dachte sie oft tagelang nach, rief mich manchmal spät am Abend an, um die Gespräche fortzusetzen. Wir redeten über die Vorgänge in meiner »konterrevolutionären« Redaktion. Über meine Erfahrungen in anderen Redaktionen sprachen wir, über die kleinen und großen Skandale im Kulturbetrieb, über verbotene Bücher, Filme. Sie nahm dies alles viel gelassener als ich, wie etwas Unvermeidliches. Meine zunehmenden Zweifel versuchte sie zu zerstreuen, meine Ratlosigkeit zu beschwichtigen, da war eine

grundsätzliche Verbundenheit mit der Partei, die ich immer weniger verstand, je mehr ich über Herthas und Jacobs Leben erfuhr. Aber auch über ganz alltägliche Dinge sprachen wir, meine Liebesgeschichten interessierten sie, und den Mann, mit dem ich zusammenlebte, wollte sie kennenlernen und den danach auch, obwohl sie ihr fremd blieben. Meine Tochter aber hatte sie gern, wie sie mich als Kind gerngehabt hatte, ab und zu bat sie mich, das kluge Mädchen mitzubringen. Als ich mit vierunddreißig meine zweite Tochter zur Welt brachte, war Hertha schon neunundachtzig Jahre alt, ihre Kraft reichte nicht mehr, sich diesem kleinen Kind zu widmen, aber sie schenkte mir zur Geburt tausend Mark, sie wollte, dass es uns gut ging.

Auch anderen half sie. In ihrem Auftrag habe ich manchmal Überweisungen vorgenommen an mir unbekannte Menschen, auch an diese Hilde Mende, die Herthas Buch mit Clara Zetkins Widmung gerettet hatte. Die lebte nun im Vogtland, ihr und ihrem Mann war großes Unrecht geschehen in der frühen DDR, erzählte Hertha mir. Sie konnte sich die Unterstützung der alten Freundin leisten, denn sie bekam eine Rente als »Kämpfer gegen den Faschismus« und dazu die Witwenrente und außerdem, darauf legte sie Wert, ihre eigene Rente, die sie sich mit ihren Übersetzungen und Schreibaarbeiten verdient hatte. Sie konnte ihre Haushälterin und andere Hilfen bezahlen, aber sie war auch sparsam und murrte, wenn ich einen benutzten Teebeutel wegwerfen wollte, man könnte ihn doch ein zweites Mal verwenden. Oft erzählte sie mir von den Entbehrungen in ihrer Kindheit, von den dünnen Suppen im Pariser Exil, von den frühen fünfziger Jahren, in denen Jacob und sie plötzlich ohne Einkommen dastanden. Kein Geld zu haben, war über viele Jahrzehnte ihres Lebens der normale Zustand gewesen.

Manchmal ließ sie mich Briefe und Postkarten vorlesen, die aus fernen Ländern bei ihr ankamen, oft erzählte sie mir dann

bruchstückhaft, wer diese Menschen waren, was sie mit ihnen verband. Das waren immer Fragmente von Geschichten, über die ich mehr wissen wollte, aber wenn ich fragte, verstummte sie, als habe sie schon zu viel gesagt. Manche Namen kannte ich, andere hatte ich nie gehört.

Auch Wolodja und Ida, der Schriftsteller und die Schauspielerin aus Paris, schrieben ihr ab und zu. Zufällig waren sie in Berlin gewesen, als ich meine erste Tochter bekam, und zufällig auch zwölf Jahre später, als ich mein zweites Kind zur Welt brachte. Beide Male kam Ida ins Krankenhaus, die schöne, elegante Französin erregte dort Aufsehen.

Ich hatte zwar kaum noch Kontakt zu meinem Elternhaus, aber zu den Menschen, die mich seit meiner Kindheit begleiteten, gehörten bis zum Ende ihres Lebens auch Ida und Wolodja. Tante Hertha kannte die beiden aus Paris und auch aus New York, wohin sie nach dem Einmarsch der Deutschen als Juden und Kommunisten geflohen waren, mit Notvisa von Eleanor Roosevelt. Auch darüber erzählte sie nicht viel und schon gar nicht, wenn ich fragte, meine Fragen unterbrachen ihren Erinnerungsfluss und schienen ihr deutlich zu machen, wie wenig ich wusste, und sie fiel in Schweigen.

Manchmal diktierte sie mir Briefe oder kurze Botschaften an ihre Freunde, dadurch wusste ich, dass sie auch in Berlin mit vielen verbunden war, obwohl sie immer seltener ihr Haus verlassen konnte und die meisten ihrer Freunde ebenso alt waren. Elisabeth Hauptmann, Brechts Mitarbeiterin, war 1973 gestorben, mit ihr hatte sie fast täglich telefoniert. Ihre gemeinsame Freundin Tutti Heartfield, bei der sie manchmal in Waldsiedersdorf gewesen waren, lebte noch bis Ende 1983, da machte Hertha sowieso keine Ausflüge mehr. Eine andere längstgestorbene Freundin war Grete Weiskopf, die ihre Bücher unter dem Namen Alex Wedding geschrieben hatte. *Ede und Unku*

und *Das eiserne Büffelchen* hatte Hertha mir geschenkt, als ich noch ein Kind war. Die Toten gehörten zu Herthas Leben, sie sprach über sie, als wären sie noch da. Brechts Ehefrau Helene Weigel lebte nun auch nicht mehr, so alt wie das Jahrhundert war sie gewesen und nicht einmal einundsiebzig Jahre alt geworden. Von ihr kamen die Meißener Porzellantassen, aus denen wir unseren dünnen Tee tranken, und all das andere kostbare Geschirr, das Hertha in den Keller gestellt hatte, weil sie so viel Zeug nicht brauchte. Auch den alten, wertvollen Bücherschrank im Wohnzimmer hatte Helli gefunden und in das Haus der Walchers bringen lassen. Die Helli, bemerkte Hertha einmal, hatte ihr gegenüber wohl auch ein schlechtes Gewissen. Wegen Brechts Testament, an das sie sich nicht gehalten habe. Als ich nachfragte, wehrte sie ab. Das sei nun lange her und ohne Bedeutung. Und im Juli 1956, einen Monat vor Brechts Tod, habe Jacob sein Mitgliedsbuch von der Partei wiederbekommen und einen Honorarvertrag mit dem Institut für Marxismus-Leninismus. Sie hätten keine Unterstützung mehr nötig gehabt.

All diese Geschichten, die ich von Hertha erfuhr, hatten scheinbar nichts mit meinem Leben zu tun, ich kannte diese Namen nur aus Zeitungen und aus der Literatur, oft nicht einmal das. Manchmal begegnete mir jemand bei Hertha, der gerade im Gehen war, wenn ich zur verabredeten Zeit kam, oder ich traf bei meinen Krankenbesuchen an ihrem Bett die Dozentin für Schauspielregie Isot Kilian, die die letzte Geliebte Brechts gewesen war, oder die Schauspielerin Käthe Reichel, die das auch von sich sagte. Aber eigentlich achtete Hertha darauf, dass ihre Besucher einander nicht über den Weg liefen. Und sie merkte sich Telefonnummern lieber, als sie aufzuschreiben. Einmal sagte sie mir, dass es ein Fluch sei, mit all den Adressen und Telefonnummern von Toten zu leben, aber die

habe sie nun mal im Kopf, aus ihrem Adressbuch könne sie einen Namen streichen, nicht aber aus dem Gedächtnis.

Sie telefonierte viel. Auch mit meinem Stiefvater, bis er mit zweiundachtzig Jahren starb. In seinen letzten Lebensjahren hatten wir uns gut verstanden, wir entdeckten, dass wir vieles gemeinsam hatten; da er sich für meine Arbeit interessierte, interessierte er sich nun auch für mich und bedauerte, dass es früher anders gewesen war. Weil auch er sein Haus nicht mehr verlassen konnte, wurde ich manchmal zwischen ihm und der zwei Jahre älteren Hertha zur Botin, überbrachte Bücher, Zeitungsausschnitte und Briefe, die ich ihr dann vorlas.

Sie behauptete, ihre Augen seien so schlecht, weil sie jahrelang mit dieser unsichtbaren Tinte Briefe schreiben musste, ganz kleine Buchstaben hatte sie zwischen die Zeilen eines harmlosen Textes setzen müssen, die konnte man nur lesen, wenn man das Papier erwärmte. Die Tinte habe sie selbst hergestellt und immer Angst gehabt, dass einer der Briefe mal vor der Zeit und bei den falschen Leuten in der Nähe eines Ofens landen könnte, diese Angst habe ihre Nerven angegriffen. Und in ihrer Erinnerung habe sie bei dieser Arbeit immer gefroren. Eigentlich habe sie Handarbeiten gehasst, aber für diese Arbeit habe sie sich Handschuhe gestrickt, die die Finger frei ließen.

Was waren das für Briefe? An wen gingen sie? Was stand darin? Ich habe sie nicht gefragt, weil ich längst wusste, dass sie auf solche Fragen nicht antwortete. Wenn ich Glück hatte, kam sie irgendwann von allein darauf zurück. Aber ich fragte, wo sie die Herstellung unsichtbarer Tinte gelernt hätte, und sie antwortete kurz: »In Moskau.«

»Als du bei Lenin warst, 1918?« Das war eine ihrer Geschichten, die sie gern erzählte, vom Sommer bis zum Dezember 1918 hatte sie im Kreml gearbeitet, nachdem sie mit einem Brief von Clara Zetkin zu Lenin gekommen war.

»Nein, viel später, da lebte Lenin nicht mehr. Und noch später, nach dem Reichstagsbrand, habe ich das anderen beigebracht, auch dem Herbert Frahm, der ein ganz junger Bursche war, neunzehn oder zwanzig.«

»Herbert Frahm? Willy Brandt? Den kanntest du auch?«

»Ja, sehr gut.«

Als wir über ihn sprachen, hatte Willy Brandt schon den Friedensnobelpreis bekommen. Sie sagte: »Wir haben seit 1948 nichts mehr mit ihm zu tun gehabt. Jacob war sehr enttäuscht von ihm.«

Jacob, nicht sie selbst. Ich hatte gelernt, auf solche Feinheiten zu achten. Dann sprachen wir doch noch über Brandts Ostpolitik, die Hertha vernünftig fand. »Wenigstens ist er kein Kommunistenhasser geworden«, meinte sie zufrieden. »Er hat wohl doch kapiert, dass es ohne die Sowjetunion nicht geht. Die war ja unsere große Hoffnung, trotz allem. Und sie ist es noch immer. Wenn es Veränderungen geben wird, dann von dort.«

Ich war ein paarmal in der Sowjetunion gewesen und konnte mir nicht vorstellen, dass von der Mumie Breschnew, die ich natürlich nur aus dem Fernsehen kannte, je irgendeine Bewegung ausgehen könnte. Und von dem ihm 1982 folgenden Andropow schon gar nicht, und auch nicht nach 1984 von Tschernenko, der ein betagter, erstarrter Säufer zu sein schien wie seine Vorgänger.

Aber dann traf ich bei irgendeiner Veranstaltung den alten Schriftsteller Kurt Stern. Er und seine Frau Jeanne waren Freunde der Walchers, Hertha hatte mir manchmal Briefe an sie diktiert, und ich hatte ihr Grüße der beiden vorgelesen. Sie kannten sich aus Paris, vielleicht sogar schon aus Berlin von vor 1933, aber Kurt Stern war dreizehn Jahre jünger als Hertha und Reichsleiter der kommunistischen Studentenfraktion ge-

wesen, als sie und Jacob schon von der Kommunistischen Partei ausgeschlossen waren. Doch Gesinnungsgenossen waren sie wohl immer gewesen. Kurt Stern, eine markante Erscheinung, hochgewachsen, mit einer großen Nase und wehendem weißem Haar, war für mich eine Autorität, ebenso seine zierliche Frau, die Französin Jeanne, eine Freundin von Anna Seghers. Ich traf das Ehepaar in der Volksbühne, es war wohl meine Nähe zu Hertha, die zwischen uns eine gewisse Vertrautheit schuf. Vielleicht auch redeten sie immer so offen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wir sprachen über den Schriftsteller Jurek Becker, der jetzt im Westen lebte und dessen Stimme bei unseren Auseinandersetzungen schmerzhaft fehlte, über ein Buch von ihm, das, obwohl angekündigt, noch nicht bei uns erschienen war, über die bleierne Stagnation sprachen wir, die das Leben zu ersticken drohte.

Doch ich muss auf die Sterns einen allzu resignierten Eindruck gemacht haben, denn plötzlich wechselte er den Ton und erinnerte mich an die von dem Dichter Stephan Hermlin mit Honeckers Billigung einberufene Berliner Begegnung im Dezember 1981, an der über hundert Schriftsteller und Intellektuelle aus Ost- und Westdeutschland und den Nachbarländern teilgenommen hatten, um über die Bewahrung des Friedens zu reden. Während in Polen das Kriegsrecht ausgerufen wurde, bewiesen die Schriftsteller: Es geht. Man kann reden miteinander, man muss es. Kurt Stern meinte, solche Zeiten des scheinbaren Stillstands habe es immer wieder gegeben, aber die Veränderungen würden kommen, man könne sie schon spüren, das kleine Wunder der Berliner Begegnung habe es gezeigt. Gewiss sei von unserem Funktionsapparat nichts zu erwarten, aber die Veränderungen würden von der Sowjetunion ausgehen. Daran glaube er fest.

Das war es ja, worauf auch Hertha hoffte.

Sie war schon über neunzig Jahre alt, als Gorbatschow der Nachfolger des sowjetischen Oberhauptes Tschernenko wurde. Und tatsächlich schien plötzlich ein anderer Wind aus dem Osten zu wehen, der alles aufwirbelte, die Starre löste. Das Festgefügte schien zu bröckeln.

Zu dieser Zeit gehörten meine wöchentlichen Besuche bei Tante Hertha schon fest zu meinem Leben, wenn ich einmal absagen musste, zeigte sie am Telefon ihre Enttäuschung, behauptete, sie fühle sich schlecht, und wenn ich nicht schnell käme, am besten noch heute oder spätestens morgen, dann würde ich sie wohl nicht mehr sehen. Wenn ich dann kam, ging es ihr gut, sie bewegte sich in ihrer Wohnung noch immer geschickt und sicher, bückte sich mühelos, wenn etwas herunterfiel, und man konnte sich gar nicht vorstellen, dass derselben Frau außerhalb ihrer Wohnung kaum ein paar Schritte möglich waren. Manchmal schien mir, sie könne sogar besser sehen, als ich dachte. Jedenfalls sah sie genau, wenn ich einen frischen Beutel in mein Teeglas gab oder wenn ich etwas notieren wollte. Denn mitschreiben sollte ich nicht, wenn sie mir etwas erzählte. Unsere Gespräche waren jetzt oft Monologe, stundenlang sprach sie über ihre Erinnerungen, oft kannte ich die Geschichten schon, manchmal fiel es mir schwer zuzuhören, weil ich müde war, weil mir die Namen und Orte unbekannt waren oder weil sie mitten in einem Satz die Zeiten wechselte und ich oft nicht wusste, wovon sie gerade redete. Dabei war ihre Sprache sehr schön, klar und bildhaft. Als ich ihr vorschlug, ein Tonbandgerät mitzubringen, um ihre Erzählungen aufzunehmen, wehrte sie erschrocken ab. »Kind, dir vertrau ich. Aber nicht solchen Dingen. Man weiß nie, wem das in die Hände fällt.« Und auch protokollieren sollte ich nichts. Dabei hatte sie schon zu mir gesagt, als ich fünfzehn,

sechzehn Jahre alt war und meine ersten Gedichte in Anthologien veröffentlicht wurden: »Du wirst einmal schreiben. Da bin ich sicher, du wirst Journalistin oder Schriftstellerin.« Erst heute, Jahrzehnte nach unseren Begegnungen, frage ich mich, warum jemand, der nicht will, dass über seine Erinnerungen geschrieben wird, sie mit einer sechsundfünfzig Jahre jüngeren Person teilt, von der er glaubt, dass deren Beruf das Schreiben wird. Vielleicht wollte sie doch nicht, dass das alles, dass ihr Leben vergessen wird?

Meist kam ich nach diesen Besuchen erst mitten in der Nacht nach Hause, wo meine beiden Kinder und mein Mann schon schliefen. Hertha brauchte nur noch wenig Schlaf, sie ließ mich ungern gehen. Wenn ich mich verabschieden wollte, um den letzten Bus noch zu erreichen, bat sie mich, noch ein bisschen zu bleiben und später ein Taxi zu nehmen. Sie drückte mir dann oft fünf Mark in die Hand, und ich habe ihr nie gesagt, dass die Fahrt zu mir mehr als das Doppelte kostete. Ohnehin war es erstaunlich, dass sie diese Geldverschwendung billigte, sie selbst war erst als alte Frau gelegentlich Taxi gefahren.

Zu Hause oder schon im Taxi schrieb ich dann manchmal auf, was sie mir erzählt hatte, Namen, Daten und einzelne Sätze, solange mir ihre schönen Formulierungen noch im Ohr waren. Im Laufe der Zeit sammelten sich diese datierten Zettel, ich legte sie in eine Mappe, in der sie Jahrzehnte überdauerten.

Der neue Generalsekretär Michail Sergejewitsch Gorbatschow machte als Erstes durch seine Kampagne gegen den Alkoholismus von sich reden. Das stand auch in unseren Zeitungen, erstaunt nahmen wir es zur Kenntnis. Hertha verabscheute die Trunksucht. Sie hatte, sagte sie, allzu viele wunderbare Menschen daran zugrunde gehen sehen. Jacob, der Schwabe, hatte

gern mal ein Glas Wein getrunken, auch mal etwas Härteres, wenn ein Gast es mitbrachte. Aber sie hatte das immer genau beobachtet und ihr Missfallen gezeigt, wenn es mehr als ein, zwei Gläser waren. Sie erzählte mir, dass im Februar 1958 Hans Bunge, der Archivar vom Berliner Ensemble, mit Jacob Tonbandgespräche über sein Leben, vor allem über seine Beziehung zu Brecht geführt hatte. Dieses Vorhaben habe sie mit Argwohn gesehen, Jacob sei ihrer Meinung nach sowieso zu offenherzig gewesen, und oft genug habe ihn das in Schwierigkeiten gebracht. Und als Bunge eine Flasche Cognac – oder war es Whisky? – auf den Tisch stellte, hätte sie das Unternehmen am liebsten abgebrochen. Bunge wollte Jacob »an der Zunge ziehen«, fürchtete sie, aber Jacob setzte sich über ihren Einspruch hinweg. Das sei damals Grund für eine Verstimmung zwischen den Eheleuten gewesen.

Jahre später habe ich das Interview von Hans Bunge mit Jacob Walcher gelesen, es ist in Teilen veröffentlicht, und Kopien liegen in Archiven. Zum Glück hatte Jacob im Februar 1958 nicht auf Hertha gehört. Aber ich kannte aus dieser Schilderung und anderen Bemerkungen ihre Abneigung gegen Alkohol und fürchtete, sie verachte Alkoholiker. Deshalb habe ich ihr nicht erzählt, dass mein Lebensgefährte, der Vater meiner jüngeren Tochter, der vor unserer gemeinsamen Zeit anderthalb Jahre im Staatssicherheitsgefängnis Gera gesessen hatte, periodisch in Alkoholexzesse flüchtete, wenn er von Panik und Angst überwältigt wurde. Und sie wusste nicht, glaubte ich, dass die Folgen bereits seine Gesundheit untergruben und unser Leben beschwerten.

Dass dieser Gorbatschow nun den Kampf gegen den Alkoholismus in der Sowjetunion aufnahm, hielt Hertha zwar, wie sie seufzend sagte, für ein vergebliches Unterfangen, aber es machte uns den Mann sympathisch. Er war schon ein paar Monate

an der Macht, als ich irgendwo las, dass nicht nur der Vater seines Vaters 1934 als *Volksschädling* ins Lager kam, sondern auch der zweite geliebte Großvater, der Vater von Gorbatschows ukrainischer Mutter. Der war ein Kolchosvorsitzender im Nordkaukasus, der kleine Michail lebte bei ihm, als er 1937 wegen *Trotzkismus* verhaftet wurde. Als ich es Hertha erzählte, hörte sie aufmerksam zu. »1937... Da haben sie viele als Trotzkisten verhaftet. Stalin war wütend, dass sein Widersacher ihm entkommen war, wie es schien. 1937 emigrierte er über Norwegen nach Mexiko, wo Stalins Leute ihn 1940 dann doch mit einem Eispickel erschlugen. Der kleine Junge war im Nebenzimmer.«

»Welcher kleine Junge?«

Hertha antwortete nicht, blieb in offenbar schmerzvolle Gedanken versunken. Schließlich meinte sie: »Nicht jeder, der Trotzkist genannt wurde, war einer. Jacob wurde noch 1952 als Trotzkist angeprangert. Im August 33 haben Trotzki und er sich ein paarmal in Barbizon bei Paris getroffen, Trotzki war gerade aus dem türkischen Exil gekommen. Sie haben auch Briefe ausgetauscht, beide suchten Verbündete, doch das Trennende überwog. Jacob war nie Trotzkist. Ich auch nicht, obwohl sie es mir ebenso unterstellt haben. Aber wir waren auch keine Stalinisten und keine Thälmann-Anhänger, wir waren Internationalisten.«

In keiner unserer Zeitungen und in keinem Buch hatte ich je von Trotzkis Tod gelesen. Erschlagen mit dem Eispickel – Abgründe taten sich auf. »Was für ein kleiner Junge war im Nebenzimmer?«, fragte ich noch einmal, aber sie antwortete nicht. Erst viel später erfuhr ich, dass er Sjewja hieß.

Der neue Mann im Kreml holte seine Soldaten aus Afghanistan zurück. Und er veröffentlichte das geheime Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt, Hertha hatte davon im Radio gehört, rief mich an und bat mich, schon an

einem früheren Tag zu kommen als verabredet. Das war jetzt öfter so, unsere Treffen einmal in der Woche schienen ihr nicht zu genügen.

Wir redeten bei meinem nächsten Besuch über den Nichtangriffspakt, der sie damals, im August 1939, so erschüttert hatte, dass sie sofort einen Fieberschub bekam. Das Zusatzprotokoll kannten sie nicht, aber sie wussten, was der Pakt bedeutete. Und dass auch sie und die anderen Exilanten in Frankreich nicht mehr sicher waren, dass sie ihr Büro auflösen, sich ein neues Exil suchen mussten.

Ein halbes Jahrhundert war das her, und für Hertha hatte es mit dem zu tun, was wir nun erlebten.

Trotz der Arroganz der Macht oder gerade ihretwegen brodelte es im Land, die alte Frau in ihrem abgeschiedenen Häuschen bekam davon mehr mit als viele, die sich 1989 überrascht und überwältigt zeigten. Ihre große Hoffnung war mit Sorge gemischt. Gleichzeitig wurde sie nun doch immer hinfalliger, und die Krankenhausaufenthalte häuften sich.

Als ich sie einmal dort besuchte, stand sie in ihrem Zimmer nackt am Waschbecken. Ich wollte mich zurückziehen, aber sie bat mich herein. Ich half ihr, das Nachthemd wieder anzuziehen, dabei zeigte sie mir ihre runzligen Arme, dünn wie Kinderarme. Verzweifelt und belustigt gleichzeitig meinte sie: »Das sind doch nicht meine Arme. Die sind nun an mir dran, also sind es doch meine, aber ich habe nie so faltige, dünne Arme gehabt, ich sah doch immer ganz anders aus. Wie ist es nur so weit gekommen?«

Ich musste oft an diesen Ausbruch von Empörung gegen das Unausweichliche denken, es rührte mich, dass der uralten Hertha in diesem Moment das Vergängliche ihres Körpers, das Endliche ihres Daseins bewusst wurde, dem sie doch sonst mit Gelassenheit begegnete.

Fast jedes Mal, wenn ich bei ihr war, sah ich Trauerkarten, immer mehr ihrer Freunde und Weggefährten gingen unter die Toten, wie schon so viele andere, die vor ihnen Herthas Leben begleitet hatten. Dabei hatte sie sich auch immer gern mit Jüngeren umgeben, die nun auch nicht mehr jung waren. Schon im März 1986 war Isot Kilian an den Folgen eines Selbstmordversuchs gestorben. Hertha war traurig, aber auch ein bisschen zornig. »Sie hatte keinen Grund, ihr Leben wegzuerwerfen«, befand sie. »Und die Zeit mit Brecht hat an ihr gehangen wie ein Gewicht. Sie wollte es nicht loslassen.«

»Hast du nie daran gedacht, dich umzubringen?«, fragte ich sie.

»O doch. Aber ich habe es nicht getan.«

1987 zeigte sie mir betrübt die Traueranzeige von Rosi Wolfstein-Frölich. Die Gefährtin vergangener Tage, der Rosa Luxemburgs Erben deren Nachlass anvertraut hatten, war in Frankfurt am Main gestorben, kurz vor ihrem hundertsten Geburtstag. Hertha kannte sie seit den zwanziger Jahren, Jacob war ihr noch früher im Spartakusbund begegnet und an der von Rosa Luxemburg geleiteten Parteischule. In Berlin hatten sie zu einem Freundeskreis gehört, auch im Malik-Verlag hatte Hertha mit Rosi zusammengearbeitet, sie wurden gleichzeitig aus der KPD ausgeschlossen, gingen gemeinsam in die Kommunistische Opposition, dann in die SAPD, von der sie glaubten, sie könnte die Kraft werden, die Sozialdemokraten und Kommunisten eint, die den Faschismus aufhält. Zu spät. Im Exil waren die Walchers und das Paar Rosi Wolfstein und Paul Frölich nahe beieinander, aber schon in Paris gab es Meinungsverschiedenheiten, vor allem zwischen den Männern, und in New York kam es 1942 zum endgültigen Bruch. Es gab danach keinen persönlichen Kontakt mehr. Das erzählte mir Hertha, während sie die Karte mit der Todesanzeige studierte, als

könne sie sie doch lesen und als stünde da eine Antwort auf unausgesprochene Fragen.

Paul Frölich und Rosi Wolfstein waren 1951 aus New York nach Frankfurt am Main gegangen, traten dort in die SPD ein. Paul, etwas älter als Jacob, starb bereits 1953. Nach Jacobs Tod 1970 meldete die betagte Rosi sich bei Hertha, die auf das Angebot nicht einging. Zu viel stand zwischen ihnen, sagte sie nur, als ich nach den Gründen fragte. Aber Rosis Tod war ihr doch nicht gleichgültig. Die Todesanzeige lag auch bei meinem nächsten Besuch noch auf dem Tisch neben dem Lesegerät. Hertha hatte, vielleicht aus dem Radio, erfahren, dass Willy Brandt zu der Trauerfeier für Rosi Wolfstein-Frölich gekommen war. Er wurde als ein enger Freund der Verstorbenen bezeichnet, das ärgerte sie. »Die Rosi hat ihm als jungem Mann Steine in den Weg gelegt, wo sie konnte. Auf der Kattowitzer Konferenz hat sie verhindert, dass er in die Leitung gewählt wurde. Sie war neidisch auf seine Jugend, sagte, mit dreiundzwanzig sei man zu jung für solche Funktionen. Aber der Willy hatte da schon große politische Erfahrungen, er war ein besonderes Talent, solche gibt es nicht oft, das muss man schon zugeben.«

»Es spricht doch für Brandt, dass er ihr das nicht nachtrug«, antwortete ich und fragte, was das für eine Kattowitzer Konferenz gewesen sei, aber sie antwortete nicht, und ich erfuhr damals auch nicht die Gründe für ihre Unversöhnlichkeit.

Unversöhnlichkeit und eine gewisse Härte, auch sich selbst gegenüber, spürte ich oft bei Hertha, trotz ihrer geradezu weisen Gelassenheit und menschlichen Güte.

Im Mai 1989 hatte es Wahlen gegeben, eine Farce. Wahlen in der DDR waren zum verlogenen Ritual erstarrt, das Ergebnis stand vorher fest. Diesmal aber regte sich Protest von Bürgern, die ihre Angst überwinden und sich diese Entmündigung nicht

mehr gefallen lassen wollten. Auch ich war zur abendlichen Auszählung in mein Pankower Wahllokal gegangen, schrieb mir die Anzahl der Nein-Stimmen auf, es waren nicht viele, zehn oder elf, aber dass es sie überhaupt gab, war bedeutsam. Da ich in Pankow oft umgezogen war, kannte ich die Parteisekretäre mehrerer Wohngruppen, die in ihrem jeweiligen Wahllokal die Auszählung geleitet hatten. Ich rief einige an und fragte nach den Ergebnissen, die ja am Wahlabend in den Lokalen öffentlich verkündet wurden und daher kein Geheimnis sein sollten. Die Befragten zögerten, aber nannten mir schließlich die Anzahl ihrer Nein-Stimmen, es gab sie überall. Schon die Summe dieser Nein-Stimmen aus wenigen Lokalen war um ein Mehrfaches höher als die, die für alle Pankower Wahllokale in der Zeitung *Neues Deutschland* gestanden hatte. Der Betrug war offensichtlich.

Ich beschloss, eine Eingabe an Egon Krenz, den Vorsitzenden der Wahlkommission, zu richten. Dabei nahm ich bewusst keinen Kontakt zu einer der Bürgergruppen auf, die das auch taten, ich fürchtete den Vorwurf der feindlichen Gruppenbildung und schrieb nur in meinem eigenen Namen.

Als ich Hertha davon erzählte, wurde sie wütend. »Warum hast du das getan, was hast du dir dabei gedacht? Bist du so naiv, an bürgerliche Wahlen zu glauben? Die wären einen Dreck wert, überhaupt sind diese Wahlen nicht wichtig. Man muss an ganz anderen Stellen anfangen, wenn man das Ruder noch herumreißen will. Ich hätte dich für klüger gehalten.«

Ich entgegnete, dass es die so offenkundige Lüge sei, die man nicht länger hinnehmen könne. Ich hätte es satt, Propaganda als Wahrheit vorgesetzt zu bekommen.

Wir stritten ein wenig, Hertha beruhigte sich schließlich und meinte nüchtern: »Na ja, viel werden sie dir dafür nicht geben. Wohl nur Bewährung. Oder höchstens ein Jahr. Wie kann

man aber auch so dumm sein. Du hättest auch mal an deine Kinder denken können. Wenn es sich wenigstens gelohnt hätte, aber wegen einer solchen Albernheit ... Jetzt bist du wohl noch stolz, du Revoluzzerin.«

Ich war verblüfft. Sie hielt es also für möglich, dass man mich einsperren würde, und fand das völlig normal.

Man hat mich nicht eingesperrt, und auch die Proteste der Bürgergruppen wurden hingenommen, es waren schon zu viele. In diesem Jahr 1989 waren die Fundamente der DDR ins Rutschen gekommen, es war wie bei einem Erdbeben. Im Juni geschah das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking, das von der Parteiführung begrüßt wurde. Im Sommer konnten wir zusehen, wie Hunderte, Tausende junger Menschen in westlichen Botschaften Zuflucht suchten, wie sie in Ungarn Grenzzäune überwandten, wie der Regierung das Volk weglief. Etwas ging zu Ende, das musste jedem klar sein.

Im August las ich Hertha eine Postkarte von Hilde Eisler vor, die ihr lange nicht begegnet war.

»Ich denke viel an Dich und Jacob und die alten Zeiten«, stand da. Mehr nicht, und es genügte.

Für Herthas Freund Kurt Stern war das Ende seines Lebens im September 1989 gekommen. Er hat zwar den herbeigesehnten, von Gorbatschow angestoßenen Aufbruch in der Sowjetunion erlebt, aber nicht mehr erfahren, wie er auch unser Land ergriff, wie die Verhältnisse auch bei uns zum Tanzen kamen. Wobei man oft schwer unterscheiden konnte, ob es sich um einen Freudentanz oder um einen taumelnden, zuckenden Veitstanz handelte.

In diesen Wochen kamen wir auf die Idee, Hertha mit unserem Auto, das wir seit Kurzem besaßen, in der Stadt herumzufahren, ihr unsere Wohnung zu zeigen, in der sie noch nie gewesen war. Sie war neugierig und freute sich auf den Ausflug.

Ins Auto hoben wir sie ganz vorsichtig, sie war noch kleiner und leichter geworden, aber sie kam mir auch unsicherer vor außerhalb ihrer schützenden Räume. Wir fuhren durch die Friedrichstraße, Unter den Linden entlang, ich zeigte ihr die neuen Hochhäuser in der Leipziger Straße, die gläsernen Fassaden vom Palast der Republik, Hotels mit schwingenden Türen, den Gendarmenmarkt mit dem wiederaufgebauten Französischen Dom, das Schauspielhaus. Dass sie kaum sprach, fiel mir zwar auf, aber ich glaubte, sie sei beeindruckt von dieser Pracht. Entfernte Dinge konnte sie ja ganz deutlich erkennen. Diese Straßen und Plätze kannte sie gut, war aber jahrelang nicht hierhergekommen. In meiner Pankower Wohnung, einem Altbau mit hohen Decken, Stuck und Flügeltüren, schaute sie sich wie verloren um, beinahe erschrocken. Sie habe sich in solchen Bürgerwohnungen nie wohlgefühlt, bekannte sie schließlich. Die Reformwohnungen der zwanziger Jahre waren, was ihr gefiel. Kleine, klare Räume, praktisch und pflegeleicht. Erstaunt blickte sie auf ein paar alte Möbel, die ich schon als Studentin bei Haushaltsauflösungen billig gekauft hatte. »Das hätte der Helli gefallen«, meinte sie nur. In ihre erste eigene Wohnung mit Jacob, erinnerte sie sich, sei sie 1930 gezogen, zwei Zimmer an der Arosener Allee in Reinickendorf, in der Weißen Stadt. Ein Genosse, der schreinern konnte, habe ihnen ein Bett und einen Tisch gebaut, eine runde Küchenbank und Regale. Die habe sie selbst blau und gelb und leuchtend rot gestrichen, es sei dort sehr schön gewesen. Die Weiskopfs, Carl und Grete, hätten ganz in der Nähe gewohnt, auch Fritz und Hilde Mende und Hanna Dörfel, die einen Sohn von Münzenberg hatte. Sie seien alle ganz ähnlich eingerichtet gewesen, ohne Schnörkel. Sie seufzte und wollte nach Hause. Bei meinem nächsten Besuch sagte sie, sie habe nicht geahnt, wie die Stadt jetzt aussehe. Unter sozialistischer Architektur stelle sie sich etwas anderes vor, eher dem

Bauhaus ähnlich. Alles komme ihr so bürgerlich vor, so protzig. Und langweilig. Solche Bauten habe es in Amerika schon vor fünfzig Jahren gegeben. Diese Hotels an der Friedrichstraße, da würden doch sicher keine Arbeiter wohnen.

Ich glaube, dieser Ausflug zeigte der damals Fünfundneunzigjährigen, dass die Welt nicht mehr die war, die sie kannte. Nur in der schützenden Hülle ihres Häuschens und in den wechselnden Krankenzimmern in der Scharnhorststraße war sie noch zu Hause. Und in den Erinnerungen. Trotzdem wollte sie wissen, was in der ihr fremd gewordenen Welt vor sich ging.

Am 4. November 1989 gingen mein Lebensgefährte und ich zu der großen Demonstration auf den Alexanderplatz, meine ältere Tochter, siebzehn Jahre alt, war auch irgendwo dort unterwegs, die jüngere, noch nicht sechs, hatte ich zu einer Freundin gebracht, die wegen ihres Babys zu Hause bleiben wollte. Danach fuhr ich zu Hertha und erzählte ihr von der Demonstration, von den Plakaten, den Reden. Das erfüllte sie mit Freude, die Hoffnung auf die Revolution lebte wieder auf.

Doch in diesem November 1989 hängte sich im Vogtland Hilde Mende auf, ihre Genossin aus einer anderen Zeit. Hertha hatte ihr regelmäßig eine Unterstützung zukommen lassen, sie aber lange nicht gesehen. Hilde war zweiundachtzig Jahre alt, krank und seit Langem taub. Sie wollte ihrer Tochter nicht mehr zur Last fallen. Ihr Tod hatte sicher nichts mit dem sich abzeichnenden Ende der DDR zu tun. Oder doch? Waren all die Entbehrungen, Demütigungen, die Jahre, die Fritz Mende in der frühen DDR im Zuchthaus verbracht hatte, ihr nun erst recht sinnlos erschienen? Hertha nahm aus einer ihrer Schubladen einen braunen Packpapierumschlag, Briefe der Mendes. »Vielleicht kannst du irgendwann über sie schreiben«, meinte sie.

Ich hatte das auch vor, aber legte den Umschlag schließlich zu der Mappe mit den Zetteln, auf die ich immer noch nach den Besuchen bei Hertha notierte, was sie mir erzählt hatte.

Auch im Jahr 1990 besuchte ich sie regelmäßig, las ihr vor, schrieb Briefe, hörte ihr zu, selbst wenn mir oft vor Müdigkeit die Augen zufielen. Immer noch ließ sie sich kaum mit Fragen unterbrechen, aber viele ihrer Geschichten kannte ich schon, manche erzählte sie immer wieder. Einmal, als sie mir von einer illegalen Reise mit Clara Zetkin nach Mailand erzählte und die Stadt mit Livorno verwechselte, berichtigte ich sie, und es fiel ihr nicht auf. Aber als sie beim nächsten Mal wieder diese Reise schilderte, sagte ich, es war schon nach 22 Uhr: »Tante Hertha, das hast du mir schon erzählt.« Sie stutzte, glaubte es nicht. »Darüber habe ich noch nie mit jemandem gesprochen. Du bist die Erste.« Es tut mir heute leid, aber ich nahm den Faden auf, setzte ihren Bericht fort mit allen Einzelheiten, die ich ja oft genug gehört hatte. Sie schwieg.

Am nächsten Morgen rief sie mich früh an, sie habe in der Nacht nicht schlafen können, erschrocken über sich selbst. Es sei gefährlich, die Kontrolle über das zu verlieren, was man anderen mitteile. Ihr sei das noch nie geschehen, und wenn ich es noch einmal bemerke, solle ich sie sofort darauf aufmerksam machen.

Ich habe es nicht wieder getan und hingenommen, wenn ich manches wieder und wieder erzählt bekam. Oft fielen dabei Namen, die mir nichts sagten.

In diesem Jahr 1990 drang das, was um uns herum geschah, immer mehr auch in Herthas Häuschen, in unsere Gespräche. Noch am Ende des Jahres 1989 hatte Gorbatschow nach einem Treffen mit dem amerikanischen Präsidenten erklärt, der Kalte Krieg sei nun vorbei. Vorbei war auch die Euphorie der Bürgerbewegung, die einen kurzen Moment lang geglaubt hatte, ein

anderer, ein demokratischer Sozialismus würde aufgebaut werden, und sie seien dabei die Akteure. Nun steuerte alles auf eine Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten zu. Und in der Sowjetunion strebten die baltischen Länder nach Unabhängigkeit, auch in Aserbaidschan kam es zu einer Art Putsch, Gorbatschow setzte die Armee gegen die Aufständischen ein, es gab 130 Tote. Später sagte er, dies sei der größte Fehler in seiner Amtszeit gewesen, aber dieser Fehler entzauberte die Lichtfigur, auch Hertha wurde skeptisch. »Vielleicht ist es zu spät?«, mutmaßte sie. »Er wollte einen anderen Kurs, aber das schlingernde Schiff geht schon auf Grund.« Obwohl sie die Gesichter der Delegierten nicht sehen konnte, verfolgte sie die Volkskammersitzungen am Fernsehapparat, sie verstand ja, was gesagt wurde, und begriff, dass diese Revolution nicht die war, von der sie schon als Mädchen geträumt hatte.

Aber es war auch nicht die Revolution, von der die Bürgerrechtler geträumt hatten. Vielleicht war es gar keine Revolution, sondern einfach der Weg zur nationalstaatlichen Wiedervereinigung, den vor allem die wollten, die bis dahin stillgehalten und sich wie Untertanen verhalten hatten.

Zu Pessach sollte ich Hertha wie schon in den letzten Jahren Mazzot besorgen, nicht aus religiösen Gründen, aber sie liebte das ungesäuerte Brot, es schmeckte ihr und erinnerte sie an ihre Kindheit, über die sie jetzt immer öfter sprach. Manchmal sang sie mit erstaunlich schöner Stimme die eine oder andere Strophe aus Liedern, die ihre Mutter gesungen hatte. Das Jiddische und die Melodien waren ihr noch immer vertraut, aber von den Texten konnte sie nur noch Bruchstücke. »Was für ein reicher Wortschatz für so einfache Sachen«, sagte sie einmal. Ein andermal kam ich dazu, als sie wieder eine politische Debatte vor dem Fernsehapparat verfolgte. »Jeder ejzl hat lib tzu hern, wi er alejn hirzhet«, sagte sie spöttisch und übersetzte für

mich. »Jeder Esel hört sich selbst am liebsten schreien. Das hat meine Mutter schon gesagt.«

Sie sprach jetzt oft vom Tod, fragte mich, wo Arnold Zweig begraben sei. Der Schriftsteller liegt auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, wie meine Eltern. Hertha erinnerte sich, in einem Erholungsheim von seiner Frau Beatrice gehört zu haben, dass sie und Arnold Zweig gern auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee begraben werden wollten. »Vielleicht haben sie es sich anders überlegt. Auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof liegen ja viele Künstler. Vielleicht auch konnten sie es sich nicht aussuchen. Mich hat ja auch keiner gefragt, wo Jacob liegen sollte. An den Pergolenweg auf den Friedhof der Sozialisten zu kommen, war eine Ehre, es gab da auch Hindernisse, Ulbricht war ja noch im Amt. Zum Pergolenweg werde ich dann wohl auch kommen. Das ist ja auch richtig, ich gehöre zu Jacob, aber diese Herta Geffke liegt da ebenfalls.«

Erst viel später erfuhr ich, wer Herta Geffke war und welche Rolle sie im Leben der Walchers und vieler ihrer Freunde gespielt hatte. Aber Hertha kam noch mehrmals auf den Jüdischen Friedhof zu sprechen, der ja nicht weit von ihrer Wohnung lag. Ob sie doch mit dem Gedanken spielte, dass dieser Gute Ort ihr letzter sein könnte? Sie wollte ihn sich ansehen und schlug vor, dass wir sie, wenn es ihr besser ginge, dorthin fahren könnten. Wir könnten ja einen Rollstuhl für sie besorgen.

Es ging ihr aber nicht besser.

Am 3. Oktober fand die Wiedervereinigung statt. Der Staat, für den Hertha sich nach dem Exil entschieden hatte, dem sie anhing, obwohl sie viele der Mächtigen verachtete, hatte sich aufgelöst.

Acht Wochen später starb der Vater meiner jüngeren Tochter, die am Tag darauf sieben Jahre alt wurde.

Hertha erfuhr es von mir, und nun sagte ich ihr auch, was ich ihr jahrelang verschwiegen hatte, erzählte von seinen Depressionen, seinen Ängsten und der Alkoholsucht. Das alles hatte sie gewusst. »Ich lebe doch lange genug. Ich sehe doch, was mit einem Menschen los ist. Aber ich habe ihn gerne gehabt.«

In den folgenden Wochen telefonierten wir täglich, aber ich habe nur noch ein- oder zweimal Zeit gefunden, sie zu besuchen. Meine ältere Tochter ging statt meiner zu ihr. Hertha hatte auch andere Besucher, allein war sie nicht. Oder nicht mehr als sonst. Der Tod meines Lebensgefährten ging ihr nahe und stürzte sie in Sorgen um mich, um meine Töchter. Ich dachte nur an die nächsten Tage, tat, was getan werden musste, während die Zeitungen, der Rundfunksender, für die ich gearbeitet hatte, verschwanden. Freunde schlugen mir vor, mit ihnen und ihren Kindern über Weihnachten in das vogtländische Dorf Rützengrün zu fahren, dort gebe es ein Ferienhaus des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, das zwar schon abgewickelt sei, zu dem aber Verwandte einen Schlüssel hätten. Wir könnten dort zusammen Weihnachten und Silvester feiern. Hertha redete mir zu, das zu tun, ihr bedeutete das Weihnachtsfest nichts, wir hatten es nie zusammen gefeiert. Da ich mir nicht vorstellen konnte, die Feiertage mit meinen Kindern allein in unserer Wohnung zu verbringen, beschloss ich, mich den Freunden anzuschließen. Wir waren drei, vier Familien. Erst viel später habe ich erfahren, dass sie unseretwegen alles so geplant haben.

Am Sonnabend, dem 22. Dezember, wollten wir fahren. Hertha wollte ich am Freitag besuchen. Als ich kam, hatte es etwas geschneit. Um ihr Haus herum lag eine feine, unberührte Schneedecke, schön sah das aus. Das Haus war leer, sie lag schon mit einem Oberschenkelhalsbruch im Krankenhaus. In der Nacht zum Freitag war sie in den Keller gestiegen, wo nicht

nur Hellis Zwiebelmusterteller, sondern auch Papiere und Aufzeichnungen lagen, die ihr den Schlaf raubten. Hertha wollte, dass Werner Mittenzwei, der Brecht-Biograf, sie bekäme.

Das sagte sie mir noch in unserem letzten Gespräch, und sie sagte, dass ich unbedingt mit den Töchtern ins Vogtland fahren solle, sie werde noch da sein, wenn ich wiederkäme.

Dieses Versprechen konnte sie nicht halten. Am 27. Dezember 1990 ist sie gestorben, in ihrem siebenundneunzigsten Jahr.

Der Putsch gegen Gorbatschow, vor dem sein Außenminister Schewardnadse bei seinem Rücktritt gewarnt hatte, fand ein paar Monate später statt, aber das war schon in einer anderen Zeit.

Begraben wurde Hertha im kalten Februar, am Pergolenweg, bei Jacob. An diese Beerdigung habe ich nur undeutliche Erinnerungen. Ihr waren ja nicht mehr allzu viele Freunde geblieben, und die meisten, die es noch gab, waren sehr alt. An Theo Pinkus erinnere ich mich, den Gründer der Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, der aus Zürich gekommen war. Drei Monate später verschickte seine Frau Amalie auch seine Todesanzeige. Werner Mittenzwei, der die Gedenkrede hielt, sprach davon, dass wir von Hertha lernen konnten, wie Niederlagen zu ertragen sind. Das Scheitern war wohl für viele, die da im Februar 1991 an ihrem Grab standen, eine nicht neue, aber nun überwältigende Erfahrung.

Ich habe nicht wirklich um sie getrauert, ich war sogar ein wenig erleichtert, dass sie mich jetzt nicht mehr brauchte. Ich hätte ohnehin weder genügend Zeit noch Kraft gehabt. Aber an sie gedacht habe ich immer, den Verlust gespürt, innerhalb weniger Wochen waren die beiden erwachsenen Menschen gestorben, die mir am nächsten standen. Aber ich hatte die Kinder, musste mir bezahlte Arbeit suchen, funktionieren.

Es ergab sich, dass ich in den folgenden Jahren oft in Archi-

ven arbeitete, weil ich für Ausstellungen und Bücher mehr über Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus wissen wollte. Da stieß ich immerzu auf Namen, die ich aus Herthas Erzählungen kannte. Aber ich konnte mich oft nicht an die Zusammenhänge erinnern, und es gab niemanden mehr, den ich fragen konnte. Manchmal ging es mir wie ihr, wenn sie lange nach seinem Tod Jacob um Rat gefragt hatte, ich hätte gern mit ihr gesprochen, ihr etwas von mir erzählt, oft stellte ich mir vor, was sie sagen würde.

Werner Mittenzwei, der 2014 starb, nannte sein letztes Buch *Zwielicht. Auf der Suche nach dem Sinn einer vergangenen Zeit*. Darin erwähnt er Hertha und schreibt: »Ich bedaure heute noch, ihr Leben nicht aufgeschrieben zu haben, denn es war nicht weniger interessant als das ihres Mannes.«

Es sind mehr als dreißig Jahre vergangen seit ihrem Tod. Meine Kinder haben längst selbst Kinder. Ich blicke in den Spiegel, schaue auf meine Arme und weiß, meine Zeit ist endlich wie eines jeden Menschen Zeit. Wenn ich die Zettel nicht aus ihren Mappen nehme, wenn ich Herthas Geschichte oder das, was ich darüber weiß, nicht erzähle, wird es niemand mehr tun. Über Jacob Walcher gibt es inzwischen eine politische Biografie, natürlich kommt Hertha darin vor. Als seine engste Gefährtin, seine Frau, die für ihn schrieb, die »eisern« zu ihm hielt. Das ist viel, eine große Leistung. Aber Hertha war mehr als die Gefährtin Jacobs. Ich habe mich auf die Suche nach ihren Spuren gemacht, bevor die Zeit sie ganz zudeckt, bevor hinter den vergilbten Papieren nur noch Vorgänge und keine Menschen mehr zu erkennen sind.

1. Sehnsucht nach Aufbruch 1894 bis 1915

»Say a mentsch!«

Isaak Gordon zu seinen Töchtern

Sie schlief mit Rosa in einem breiten Bett. Rosa, fünf Jahre älter als Hertha, drehte sich im Schlaf und wickelte sich in die Decke, sodass Hertha vor Kälte aufwachte. Aber Rosa gab die Decke nicht wieder her, so war sie. In Königsberg sind die Winter hart. Mamuschka legte Watte auf die Bretter vor den zugigen Fenstern, die wurde von selbst feucht und grau, und nach ein paar Tagen wechselte man sie aus. Die jüngeren Schwestern Dina und Ella schliefen im selben Zimmer in dem anderen Bett, Hertha hörte sie atmen, wenn sie nachts in der Kälte wach lag. Die kleine Frieda hatte ihren Platz zwischen den Eltern in deren Schlafzimmer. Irgendwann bekam Hertha eine eigene Decke, aber sie fror trotzdem. Noch im Mai gab es Bodenfrost, die wärmsten Monate waren der Juli und der August. Im August buk Mamuschka für Hertha einen Geburtstagskuchen. Rosa, die im Oktober Geburtstag hatte, behauptete, keinen Kuchen bekommen zu haben. »Du bist ihr Lieblingskind«, sagte sie zu Hertha, und es klang neidisch. Dabei hatten die Eltern im Oktober einfach kein Geld, das kam vor bei den Gordons, obwohl sie sparsam waren. Oder Rosas Geburtstag fiel in die Woche vom Laubhüttenfest, die Feiertage waren wichtiger als

der Geburtstag eines kleinen Mädchens. Auch der Vater hatte im Oktober Geburtstag, doch er war ein frommer Mann und feierte seinen Geburtstag nie. Mamuschka war vielleicht nicht ganz so fromm, aber sie arbeitete immer. Die Kleider für die fünf Mädchen nähte sie selbst, kämmte ihnen die Haare mit einem Kamm aus Horn und bügelte die großen Schleifen. Alle hatten sie gelocktes, schwarzes Haar, auf den Fotos konnte man sie in späteren Jahren nur unterscheiden, wenn ihre Namen auf der Rückseite standen.

Manchmal machte Mamuschka die Bänder aus Taft auch nur nass und klebte sie an die blauen Kacheln in der Küche, strich sie glatt, bis sie trocken und wie gebügelt von selbst abfielen. Die Haarschleifen waren wichtig, die sauberen Schürzen über den Kleidchen mit Spitzenbesatz waren wichtig, die Leute sollten nicht wissen, dass bei den Gordons oft das Geld knapp war. Beim Kochen sang die Mamuschka manchmal, schöne jiddische Lieder, mit zugleich traurigen und lustigen Melodien, die Hertha ein Leben lang nicht vergessen hat.

Chienka hieß ihre Mutter, geborene Feinstein, am 20. April 1861 war sie in Polangen auf die Welt gekommen.

Auch der Vater, Isaak Gordon, war aus Polangen. Dort lebten die Großeltern, sie waren streng, schwarz gekleidet, und in ihrem kleinen Haus roch es nach Zwiebeln. Die Brüder des Vaters wohnten nebenan, Cousinen und Cousins, die Tanten. Es war eng. Aber das Meer breitete sich scheinbar endlos aus, der weiße Strand von Polangen blieb Hertha ein Leben lang in Erinnerung, auch der Geruch von Fischernetzen. Polangen gehörte zum Kurland, das Kurland zum Russischen Reich, doch es grenzte an Ostpreußen, und Ostpreußen war deutsch. Der südliche Teil von Polangen, in dem Isaak Gordon 1857 geboren worden war, hieß Nemersati, das ist litauisch und bedeutet: ein Hof, auf dem Unfrieden herrscht. Aber die meisten Deutschen

verstanden kein Litauisch und nannten den Ort Nimmersatt. Und Nimmersatt war, als der Vater geboren wurde, der nördlichste Punkt von Brandenburg-Preußen, 1871 kam er zum neu gegründeten Deutschen Reich. Nimmersatt war die Grenzstation, die Schulkinder reimten: »Nimmersatt, Nimmersatt, wo das Reich ein Ende hat.« Da waren die Großeltern Gordon mit ihren Kindern aber schon ein paar Hundert Meter weiter gezogen und somit russische Untertanen.

Isaak Gordon und seine Frau Chienka sahen sich als Deutsche. Schließlich waren sie als Deutsche geboren, glaubten sie, außerdem waren sie nach der Hochzeit in die deutsche Stadt Königsberg gezogen.

Zu Hause sprachen Herthas Eltern jiddisch wie ihre Eltern. Für Hertha war das eine Sprache, die nicht allen gehörte, ihre Familiensprache. Mit Fremden und außerhalb der Wohnung wurde deutsch gesprochen. Die Eltern konnten natürlich auch Litauisch und Russisch, jeder aus Polangen konnte das. Aber ihr Deutsch war ganz rein, ohne jeden Akzent, in ihrem Bücher-schrank standen Bücher von Goethe und Schiller. Doch hatten Isaak und Chienka Gordon nach der Geburt ihrer zweiten Tochter Hertha wohl vergessen, sie als Deutsche eintragen zu lassen. Wahrscheinlich fanden sie es selbstverständlich, deutsch zu sein, oder sie begriffen nicht, wie wichtig eine Staatsbürgerschaft sein kann. In ihrer Welt war sie nicht wichtig. »Say a mentsch«, gab Isaak seinen Kindern auf den Weg, alles andere fand er weniger wichtig. Für Rosa, Dina, Ella und Frieda war die deutsche Staatsbürgerschaft wohl auch selbstverständlich, bis man sie ihnen Jahrzehnte nach ihrer Geburt wie allen Juden aberkannte, doch Hertha als Einzige der Familie wird mal als Russin, mal als Staatenlose gelten. Ins amerikanische Exil wird sie als Litauerin gehen. Aber es gibt keine Glaskugel, in der man die Zukunft sehen kann, von ihrer Zukunft ahnte sie

nichts, als sie ein Kind der Gordons in der Knochenstraße von Königsberg war. Die Knochenstraße gehörte nicht zu den berühmten Straßen der Stadt, sie lag in der Vorstadt südlich vom Fluss Pregel, in der Nähe des Güterbahnhofs. Für Hertha war es eine wunderschöne Straße, obwohl da keine Bäume wuchsen. Als sie noch ein kleines Kind war, wurde am Ende der Knochenstraße, an der Sattlergasse, ein vornehmes Eckgebäude gebaut, das Königliche Bernsteinwerk, in dem Isaak Gordon arbeitete. Hertha war stolz darauf, dass ihr Vater dort für den Kaiser Bernstein sortierte, er hatte gute Augen und verstand etwas von Bernstein. Jeder, der aus Polangen kommt, kennt sich damit aus, sagte er. Aber der Kaiser bezahlte wohl nicht genug, auch die Mamuschka arbeitete für die Bernsteinmanufaktur nachts in Heimarbeit, so nannte sich das. Sie sortierte die Stücke und polierte stumpfe Steine, bis sie glänzten und klar wie flüssiger Honig wurden. Manchmal zeigten die Eltern ihren Töchtern Bernsteine, in denen winzige Insekten oder kleine Blätter Millionen Jahre überdauert hatten.

Aber auch mit der Arbeit der Mamuschka reichte das Geld kaum zum Leben für die siebenköpfige Familie, so vermieteten sie Zimmer, manchmal nur eines, manchmal alle bis auf die Küche und den hinteren Korridor.

Die Logiergäste kamen meist aus Russland oder Weißrussland, es waren Leute, die die berühmten Königsberger Ärzte aufsuchen wollten. Chienka Gordon konnte sie beraten, sie wusste, welche Professoren für welche Leiden zuständig waren, und kannte ihre Sprechstunden. Die Gäste waren manchmal arme Leute, die sich nichts anderes leisten konnten, manchmal auch wohlhabende, denen es wichtiger war, in einem koscheren Haushalt bei gläubigen Leuten zu sein als in einem Hotel, wo man die Küche nicht kannte und nicht wusste, ob wirklich alles seine Ordnung hatte, ob Töpfe und Geschirrtücher für

Milchiges und Fleischiges getrennt wurden. Bei den Gordons wusste man es.

Wenn Gäste in der Wohnung waren, schliefen die in den Betten der Mädchen, und die Schwestern lagen auf dem Korridor hinter einem Vorhang auf Matratzen, eng aneinander wie die Heringe. Isaak und Chienka legten, wenn ihr Schlafzimmer vermietet war, zur Nacht einen Rahmen auf zusammengestellte Küchenstühle und schlugen dort ihr Lager auf. Aber vorher saßen sie beim Schein der Petroleumlampe stundenlang und polierten Bernsteine. Manchmal hörte Hertha vorm Einschlafen die leise Stimme der Mamuschka und fühlte sich geborgen. Die Kinder wurden nie aufgefordert, den Eltern bei der Arbeit mit den Bernsteinen zu helfen. Die Kinder sollten lernen. Rosa war eine glänzende Schülerin, Rosa glänzte überhaupt. Die Eltern waren stolz auf ihre Zeugnisse, auf ihre Begabung, auf ihre Musikalität. Bei den Gordons gab es kein Klavier, aber Rosa durfte mehrmals in der Woche über die Pregelbrücken ins vornehme Hufenviertel gehen, wo eine Dame in einer Villa ihr Unterricht gab und wo sie auch üben konnte. Der Rabbiner Vogelstein hatte das vermittelt. Der amtierte in der Neuen Synagoge auf der anderen Seite vom Alten Pregel, zu den hohen Feiertagen gingen auch Hertha und ihre Schwestern mit der Mamuschka dorthin, der Vater ging öfter, und auch wenn er nicht die Synagoge aufsuchte, hörte man ihn früh am Morgen beten.

Hertha glänzte nicht so wie Rosa, aber sie wollte das auch gar nicht. Hertha bekam ebenso gute Zeugnisse, aber die beachtete niemand besonders, die Eltern waren das ja von Rosa gewohnt. Im Unterricht meldete sie sich nicht oft, auch wenn sie die Antwort wusste, ihr schien immer, hinter der Frage der Lehrer verbarg sich noch etwas anderes, das sie nicht erkannte. So leicht, wie es ihr schien, konnte es doch nicht sein. Aber dann wusste sie die richtige Antwort und war enttäuscht, weil

der Unterricht so langweilig war und die wirklich schwierigen Dinge, die Unklarheiten der Welt, über die man nachdenken musste, in der Schule gar nicht vorkamen.

Eine Unklarheit war, warum die Eltern so viel arbeiten mussten und das Geld trotzdem nicht weit reichte. Warum manche Gäste mit der Kutsche vorfuhrten und sich lederne Koffer ins Haus tragen ließen, während andere, obwohl sie krank und schwach waren, zu Fuß kamen und ihr Bündel selbst schleppten.

Hertha war elf oder zwölf, als man von Unruhen im Russischen Reich hörte. Rosa, die das sehr interessierte, erzählte ihr etwas vom Petersburger Blutsonntag, von einer Revolution, vom Zaren Nikolaus II., der die Revolutionäre durch scheinbare Zugeständnisse besänftigte und doch verfolgen und einerkern ließ.

Und dann waren solche Sozialrevolutionäre Gäste bei den Gordons. Sie kamen nicht der Ärzte wegen, sie kamen, weil sie auf der Flucht vor der zaristischen Geheimpolizei waren und weil Isaak Gordon, der fromme Jude, mit ihnen sympathisierte, obwohl ihm selbst nicht eingefallen wäre, gegen einen Kaiser aufzubegehren. Aber diese Männer wurden verfolgt, sie waren anständige Juden, auch wenn nicht alle beteten. Aber ob einer bete und wie, das müsse er selbst mit dem Höchsten ausmachen, meinte der Vater, er müsse »sayn a mentsch«. Da verließ er sich auf seine Erfahrung. Die hier, die Weißrussen und Russen, waren gute Juden, außerdem bezahlten sie. Die Fremdenpolizei freilich durfte von diesen Gästen nichts wissen. Eine Zeitlang waren sieben oder acht dieser meist jungen Narodniki in der Wohnung. Sie saßen auf den Stühlen im Wohnzimmer, auf dem Fußboden, auf dem Kohlenkasten in der Küche und auf ihren Betten, stundenlang diskutierten sie miteinander auf Russisch. Hertha verstand die Sprache und doch nicht alles,

was da geredet wurde. Rosa, sechzehn oder siebzehn Jahre alt, die mit geröteten Wangen am Fenster stand und zuhörte, erklärte den jüngeren Schwestern, worum es ging. Dina war acht oder neun, die interessierte das nicht, auch Frieda und Ella waren noch zu klein. Aber Hertha spürte ihr Herz klopfen und merkte sich jedes Wort. Die Narodniki waren bereit, für die Revolution ihr Leben zu geben. Die Revolution – das bedeutete Gerechtigkeit für alle, gute Löhne für die, die arbeiteten, jedes Kind, das lernen wollte, sollte auf eine höhere Schule gehen können. Kein Mensch sei mehr wert als ein anderer. Und die einbeinige Bettlerin an der Honigbrücke müsste nach der Revolution nicht mehr dort frieren. Aber erst einmal war die Revolution gescheitert, und das bedeutete Opfer, Blutvergießen, Verbannung und für manche den Tod. Hertha bewunderte die jungen Männer, die das alles in Kauf nahmen. Einer, Mitja, etwas älter als die anderen, sein Bart wurde schon grau, erzählte ihr, dass er seine Frau und seine Kinder schon monatelang nicht gesehen habe, er nahm die kleine Frieda auf den Schoß und sang ihr leise ein Lied vor, kein Kinderlied. »Smelo towarischtsche w nogu«, macht euch auf den Weg, Genossen, im Gleichschritt.

Seine Freunde horchten auf, stimmten ein, sie sangen dieses Lied, bis die Mamuschka in die Stube kam und den Finger an die Lippen legte und die Männer verstummten. Nur Mitja, der angefangen hatte, summt es weiter. Hertha vergaß niemals diese Melodie.

Jahrzehnte später erzählte sie mir, wie sie Ende 1918 im Kreml beim Diktat am geöffneten Fenster saß, als Soldaten der Wache auf dem Hof sangen: »Smelo towarischtsche w nogu«. Karl Radek musste ihr ihre Freude angesehen haben, vielleicht summte sie unwillkürlich mit, denn er, der sonst keine Ablenkung duldete und lärmempfindlich war, lächelte und bewegte die

Lippen, für einen seltenen Moment entstand zwischen ihm und Hertha Nähe wie unter Genossen.

So hat sie es mir berichtet, und so habe ich es notiert, vielleicht hätte ich es längst vergessen, wenn ich die Zettel nicht aufgehoben hätte und wieder Jahrzehnte später auf dem vergilbten Papier von Karl Radeks Lippenbewegungen las, der das Lied dann doch nicht sang, aber es kannte.

Hertha begegnete dieser Melodie auch in den zwanziger Jahren in Berlin bei den Arbeiterchören, die Hermann Scherchen dirigierte. Er hatte zu dieser Melodie, die er selbst als Kriegsgefangener in Russland gehört hatte, den deutschen Text »Brüder zur Sonne, zur Freiheit« geschrieben. Und Hertha erzählte mir, was es für sie bedeutet hatte, als sie 1935 in Paris auf der großen Kundgebung für die Volksfront diese Melodie hörte, die Franzosen sangen ihren eigenen Text dazu: »Hardi, Camarades«. Und als diese Volksfront schon gescheitert war, als der Zweite Weltkrieg schon unausweichlich schien, musste Hertha an einem ersten Mai nach London fahren. Sie fühlte sich unglücklich und spürte den hinter allem lauernnden Abgrund. Dann hörte sie auf einer Kundgebung den Dirigenten Alan Bush, der zu dieser Melodie seine Leute aufrief: »Workers, unite for the battle.« Und gegen alle Vernunft empfand sie wieder diese Zukunftsgewissheit, die Mitja und seine Freunde zu den Gordons gebracht hatten.

Rosa ergriff das Lied der Narodniki ebenso, aber sie sagte, dass die Melodie schon in einem Stück von Chopin anklinge. Vielleicht hatte sie recht, aber Hertha ärgerte sich über Rosa, die immer alles besser wusste.

Von Mitja und seinen Kameraden hörte sie auch zum ersten Mal etwas über Gewerkschaften, der Name Karl Marx fiel. Mitja, der von Beruf Buchdrucker war, erzählte ihr, auf dem Holzkasten in der Küche sitzend, dass im Oktober 1905 die

Buchdrucker den ersten Sowjet gegründet hatten, dem ein Genosse Leo Trotzki vorstand. Weil er, Mitja, einer der Organisatoren gewesen war, sei er nun auf der Flucht. Gewerkschaften, Karl Marx, Leo Trotzki, Sowjet, Geheimpolizei und Flucht – wie die Melodie von »Smelo towaritschtsche w nogu« werden diese Begriffe und Namen Hertha durch ihr Leben begleiten.

Die Narodniki waren nicht lange bei den Gordons, zehn Tage vielleicht. Rosa, die nicht zufällig am Fenster hinter der Gardine stand, sah eines Vormittags den Schutzmann Franz kommen, den kannten sie gut, weil er regelmäßig im Auftrag der Fremdenpolizei nach dem Rechten sah, besonders gern fand er sich zu den jüdischen Feiertagen ein, weil er dann mit Mazzot und Rosinenwein bewirtet wurde.

Aber es war gerade kein Feiertag, und neben Franz ging ein Herr mit Zylinder, den sie nicht kannten. Blitzschnell griffen die Männer ihre Bündel, die ohnehin immer bereitlagen, Mamuschka drückte Hertha den Schlüssel zum Wäscheboden in die Hand, und sie eilte den Gästen voran, die ihr mit dem Gepäck so schnell und so leise wie möglich folgten. Rosa lief mit einem Lappen zur Eingangstür, als wollte sie gerade die Klinke putzen, sie zog den Schutzmann Franz, der gern mit ihr scherzte, in ein Gespräch, während Chienka Gordon in aller Ruhe die Gläser und Teller vom Frühstück zusammenräumte. Als der Schutzmann mit seiner Begleitung die Wohnung betrat, war nicht zu erkennen, dass da eben noch mehrere Männer gewesen waren. Doch der fremde Mann schob den Vorhang auf dem Korridor beiseite und sah das Matratzenlager. Chienka erklärte ruhig, sie erwarte Gäste aus Mariampol, das Ehepaar Ichak, das jedes Jahr um diese Zeit zur Heilbehandlung komme, deshalb hätten ihre Töchter das Zimmer bereits geräumt.

Es war noch einmal gut gegangen, die Narodniki gingen am Abend einer nach dem anderen aus dem Haus, ohne eine Spur

zu hinterlassen. Was zurückblieb, war eine Unruhe, eine Sehnsucht ohne Namen, die sich in Hertha für immer einnistete. Und in Rosa, die aber viel klarer als Hertha wusste, was sie wollte. Rosa wollte auf ein Gymnasium gehen, lernen, vielleicht sogar – aber der Gedanke war zu kühn, um ihn auszusprechen – studieren. Seit 1906 nahm die Königsberger Universität Albertina auch Mädchen an. Doch die kamen wohl nicht aus der Knochenstraße und hatten eine andere Schule besucht als die Gordon-Töchter.

Diese Ichaks aus Mariampol gab es wirklich, sie nahmen regelmäßig Quartier bei den Gordons, obwohl sie zu denen gehörten, die sich Besseres leisten konnten. Abraham Ichak war höherer Angestellter oder Beamter, er trug immer Anzüge aus gutem Tuch, einen rötlichen Bart und einen Kneifer. Seine Gattin, eine stattliche Dame, redete gern, vor allem über ihre Kinder, am liebsten über ihre Tochter Frida, die in der Schweiz studierte.

Tatsächlich kamen die Ichaks kurz nach dem Verschwinden der Narodniki. Und diesmal wurden sie von Frida begleitet, die, etwas lungenleidend, den Königsberger Professoren vorgestellt werden sollte, aber längst keine Studentin mehr war, sondern eine junge Doktorin.

Diese Frida Ichak erwies sich als ein dünnes Mädchen mit herbem, irgendwie kummervollem Gesicht, sie stritt oft mit ihren Eltern und wirkte etwas zänkisch. Wie ihr Vater trug sie einen Kneifer und sah überhaupt aus wie eine Gelehrte. In ihrer Doktorarbeit ging es um ein physikalisches Problem, obwohl sie hauptsächlich Geschichte und Literatur studiert hatte. Fridas Alter war schwer zu schätzen, aber als sie einmal auch mit Rosa über irgendetwas stritt, berief sie sich darauf, zehn Jahre älter zu sein, als sei das ein Argument. Nun wussten die Schwestern, dass Frida sechsundzwanzig Jahre alt war. Sie

waren voller Ehrfurcht gegenüber so einer klugen, gebildeten Frau, aber ein wenig lächerlich fanden sie sie doch.

Und Chienka Gordon, Herthas Mamuschka, deren Klugheit auf keiner Universität erworben wurde, die nur vier Jahre auf einer Dorfschule gewesen war, sagte zu ihren älteren Töchtern, Frida Ichak sei ein von Natur aus unglücklicher Mensch, deshalb auch ein wenig boshaft. Rosa und Hertha glaubten das sofort, aber als ihre Mutter hinzusetzte, das komme von den vielen Büchern, glaubten sie ihr nicht.

Rosa ging nicht auf eine höhere Schule, sie ging bei einer Schneiderin in die Lehre und musste dafür noch dankbar sein. Chienka Gordon sagte, dass es immer von Vorteil sei, wenn eine Frau nähen könne. Auch die von den Schwestern bewunderte Frida Ichak habe während ihres teuren Studiums als Schneiderin gearbeitet. Und zur Not, also wenn sie nicht heirate, könne eine Frau sich mit Näharbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen. Hertha und Rosa schauten sich nur stumm an, sie waren sich, selten genug, einig. Ihre Mutter war verheiratet und musste trotzdem Geld verdienen. Sie selbst wollten vielleicht gar nicht heiraten, aber ihr Brot selbst verdienen wollten sie schon. Doch mit einer Arbeit, die auch Freude machte. Rosa lernte das Schneidern ohne Freude. Auch Hertha liebte es nicht, mit Nadel und Faden umzugehen, Handtücher zu besticken und Topflappen zu häkeln. Dass sie der Mutter in der Küche helfen und nach der Schule auf die kleinen Schwestern aufpassen sollte, sah sie ein, aber lieber las sie, zog sich in einen Winkel zurück und vergaß alles über den Büchern, darin waren Rosa und sie sich ähnlich. Die Bücher aus dem Wohnzimmerschrank hatten sie schon alle gelesen, Rosa lieh außerdem von ihrer Klavierlehrerin Liebesromane aus, die sie ihrer Schwester aber nicht gab, die musste Hertha heimlich lesen, wenn Rosa nicht zu Hause war. Und Frida Ichak hatte ein Buch bei den

Gordons liegen gelassen, *Die Kreuzersonate* von Tolstoi. Rosa las das Buch und war begeistert. Hertha, die schon durch den Sozialrevolutionär Mitja von Tolstoi gehört hatte, las es auch, aber manches verstand die Dreizehnjährige nicht, insgesamt war sie enttäuscht von diesem Werk. Vielleicht ging es Frida Ichak ähnlich, als sie das Buch so achtlos liegen ließ. Der Rabbiner Vogelstein, bei dem Hertha regelmäßig zum Religionsunterricht ging, gab ihr ein anderes Buch von Tolstoi, die Novelle *Herr und Diener* in deutscher Sprache. Mit Hermann Vogelstein, der ein paar Jahre jünger war als ihr Vater, konnte sie über vieles reden, was eigentlich nichts mit dem Talmudstudium zu tun hatte, sogar über die Narodniki und die gescheiterte Revolution sprach sie mit ihm. Obwohl er ein berühmter Mann war, nicht nur in Königsberg, sondern überall in der Welt des liberalen Judentums, obwohl der große, ernste Mann, der in Breslau und Berlin orientalische Sprachen studiert hatte und 1894, im Jahr nach Herthas Geburt, an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums promoviert worden war, wandte er sich dem jungen Mädchen zu, das fast noch ein Kind war, nahm ihre Fragen ernst.

Als Hertha Tolstois Novelle gelesen hatte, sprach sie auch darüber mit ihm. Und er fasste Tolstois Aussage in einem Satz zusammen, den sie erst viele Jahre später für sich in Frage stellte, der sie aber damals so traf, als hätte sie auf ihn gewartet: »Das wahre und einzige Glück im Leben ist, für andere zu leben.«

Hertha liebte die nachmittäglichen Stunden in einem Hinterzimmer der Neuen Synagoge. Schon auf dem Weg dorthin über die Honigbrücke freute sie sich. Eigentlich waren sie mehrere Mädchen dort, aber der Rabbiner behielt sie oft noch da, wenn die anderen schon gegangen waren, und interpretierte mit ihr Bibelstellen. Nach Hause lief Hertha dann immer

ganz beglückt, als habe Dr. Vogelstein mit seiner samtweichen Stimme etwas in ihr angerührt, was sie mitnehmen wollte in ihr Leben, in die Zukunft, die sie sich in solchen Momenten so schön vorstellte. Denn immer stärker hatte sie das Gefühl, dass das, was sie jetzt erlebte, das häusliche Gleichmaß in der Familie und die Vormittage in der Schule, nur eine Vorbereitung auf das Eigentliche waren, auf ein aufregendes, starkes Leben, das ihre Eltern sich wohl gar nicht vorstellen konnten. Es tat ihr selbst leid, wenn sie spürte, dass die Mamuschka sich vergeblich bemühte, Hertha nahe zu bleiben, und hilflos versuchte, in ihre Gedankenwelt einzudringen. Dann konnte Hertha nicht anders, als einsilbig zu antworten. Dabei liebte sie ihre Eltern, aber in diese kindliche, allumfassende Liebe hatte sich längst Mitleid gemischt, ein Überlegenheitsgefühl, für das sie sich gleichzeitig schämte.

Für Hertha fand das Leben anderswo statt, nicht in der Knochenstraße 12 mit der so mühsam verborgenen Armut, mit der stillen Duldsamkeit Chienkas und der frommen Güte Isaak Gordons. Für sie waren die gescheiterten Sozialrevolutionäre in ihrer leidenschaftlichen Hingabe an etwas Großes Boten des wahren Lebens gewesen, ein wenig sogar die strenge Frida Ichak mit ihren Bücherpaketen. Auch die biblischen Geschichten, die der Rabbiner Vogelstein erzählte, erweckten in ihr eine Sehnsucht nach Aufbruch.

Rosa war ebenfalls von ihm unterwiesen worden, der Rabbiner Vogelstein fragte oft nach ihr. Er fand es schade, dass Rosa nach der Volksschule nicht auf das Königliche Luisen-Lyzeum gehen konnte, und war der Meinung, dass Mädchen im 20. Jahrhundert nicht mehr auf einen Ehemann warten sollten, sondern möglichst einen Beruf lernen. Er bat Hertha, ihrer Schwester auszurichten, sie solle doch einmal zu ihm kommen. Der gab das einen kleinen Stich, sie hatte schon das Gefühl,

eine auserwählte Schülerin des Rabbiners zu sein, nicht nur, wie fast überall, die kleine Schwester der glänzenden Rosa. Es gab in der Neuen Synagoge zwei Rabbiner, der andere, Perels, war auch ein Doktor, aber kein so ungewöhnlicher Mensch wie Dr. Vogelstein, über den es sogar hieß, er sei Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

Die Eltern gingen in die Neue Synagoge, die erst vor wenigen Jahren auf der Lomse errichtet worden war, der Insel zwischen dem Neuen und dem Alten Pregel, obwohl deren Größe und die byzantinisch anmutende Kuppel ihnen eigentlich zu prächtig waren. Sie gingen dorthin, obwohl da vieles anders war als in Polangen und obwohl es dort eine Orgel gab wie in christlichen Kirchen. Aber die Alte Synagoge, die nicht weit von der Wohnung der Gordons entfernt war, zu der sie gelangen konnten, ohne eine der sieben Brücken Königsbergs zu überqueren, war jetzt die Synagoge der Ostjuden, dort beteten die Chassidim. Und Isaak Gordon, der sich ja für einen Deutschen hielt, hing nicht an der alten Zeit.

Die Eltern waren aufgebracht und zunächst vollkommen dagegen, als ihre noch nicht achtzehnjährige Tochter Rosa ihnen eines Tages eröffnete, sie werde Königsberg verlassen und nach London gehen. Der Rabbiner Vogelstein habe bei einer jüdischen Dame, die ein Wohnheim für junge Mädchen führe, einen Platz für sie gefunden. Sie könne dort Schreibmaschine und Stenografie lernen, in England habe man ein ganz neues System der Kurzschrift entwickelt. In der Zukunft komme kein Büro mehr ohne diese neuen Techniken aus, und sie werde überall arbeiten können. Eine jüdische Organisation übernehme das Fahrgeld und werde ihr für das erste Jahr ein Taschengeld zahlen, auch dafür habe der Rabbiner Vogelstein gesorgt.

Natürlich weinte die Mutter, natürlich schimpfte der Vater,

sein Kind sollte nicht von der Wohltätigkeit fremder Leute abhängen, aber auch Rosa weinte und schimpfte und hielt den Eltern vor, dass in Königsberg nichts aus ihr werden könnte als eine arme, auf einen Ehemann wartende Schneiderin. Schließlich kam der Rabbiner Vogelstein selbst zu den Gordons, sprach lange mit den Eltern in der guten Stube. Rosa servierte dem Gast Tee in den silberfarbenen Teeglashaltern, die die Mädchen regelmäßig putzten, und Hertha beschäftigte die kleinen Schwestern, damit sie die Erwachsenen nicht störten. An der Tür lauschten sie nicht, so etwas hätte keiner von den Gordons getan. Als der Rabbiner ging, hatte die Mamuschka verweinte Augen, aber Hermann Vogelstein warf Rosa einen Blick zu, aus dem sie erkannte: Es stand gut um ihre Sache.

Hertha erlebte das alles mit zwiespältigen Gefühlen. Wie immer war Rosa ihr voraus, und wie immer fragte niemand nach ihr. Auch sie, das beschloss sie, würde nach England gehen. Sie nahm Rosas Wörterbücher und begann, Englisch zu lernen. Auch Rosa hatte sich schon mit dieser Sprache vertraut gemacht, die Schneiderin, bei der sie arbeitete, hatte früher in Liverpool gelebt und mit Rosa schon monatelang zur Übung Englisch gesprochen.

Und dann war Rosa tatsächlich in London, schickte Briefe mit bunten Marken. Hertha hatte ein Bett für sich allein, bald sogar einen ganzen Raum, die Dienstbotenkammer hinter der Küche. Die Gordons leisteten sich sowieso kein Dienstmädchen, und die Eltern spürten, dass Hertha das Alleinsein brauchte, die Möglichkeit zum Lesen, ungestört von den drei lauten und fröhlichen kleinen Schwestern.

Herthas Abschlusszeugnis von der Volksschule war das beste ihres Jahrgangs, aber niemand lobte sie dafür, so selbstverständlich war es für Isaak und Chienka. Das, was man zu tun hatte, musste man gut machen. Und lernen zu dürfen war

ein Glück, keine Last. Trotzdem kam auch für Hertha nicht in Frage, ein Lyzeum zu besuchen, nicht einmal eine Lehre, die Geld kosten würde, war für sie vorgesehen. Sie wurde in ein Hutgeschäft geschickt, wo sie den Damen die Tür aufhalten, die Hutschachteln aus den Regalen und aus dem Lager holen musste, wo sie, das brachte die Besitzerin des Geschäfts ihr bei, das Spiegelbild der Damen loben sollte, damit die den Hut kaufen oder einen anderen, der, das lernte sie zu sagen, noch besser zu ihrer Augenfarbe passe. Auch kassieren durfte sie bald. Natürlich liebte sie diese Arbeit nicht, aber sie verdiente Geld, das wurde bei den Gordons immer gebraucht. Die Schwestern benötigten neue Schuhe, die Zimmer mussten tapeziert und für die Logieryäste neue Federkissen angeschafft werden. Noch immer polierte Chienka mit ihrem Mann in den Nächten Bernstein, noch immer sang sie leise dabei, aber Hertha fühlte sich nicht mehr geborgen, sondern eingeengt. Erst viele Jahrzehnte später wird sie in ihrer Erinnerung nach den Liedern der Mamuschka suchen und betrübt feststellen, dass ihr nur einzelne Zeilen geblieben sind. Und die Melodien.

Nach einem Jahr im Hutgeschäft suchte sie sich eine Arbeit in einem Schiffsbüro am Hundegatt, dem Alten Hafen. Dort sortierte sie Frachtpapiere, legte sie in Aktenordnern ab, trug Briefe zur Post. Vor allem aber hörte sie dort die englische Sprache, durfte manchmal auf der Schreibmaschine üben und schließlich mit einer Remington-Schreibmaschine Adressen schreiben.

Obwohl sie nur selten und nur mit der Familie zu den Gottesdiensten ging, traf sie sich doch manchmal mit Dr. Vogelstein. Er verstand ihren Wunsch, einen Beruf zu erlernen, Königsberg zu verlassen, wollte ihr dabei helfen. Bei ihren Begegnungen sprach er mit ihr englisch, beurteilte ihre Fortschritte und wusste, wie ernst es ihr mit ihrem Wunsch war.

Von Rosa kamen begeisterte Briefe, sie schien gar nicht unter Heimweh zu leiden, was Chienka und Isaak gleichzeitig erleichterte und betrübte. Aber Hertha wollten sie festhalten. Die wusste: Das Fortgehen würde schwierig werden für sie. Mit dem Rabbiner sprach sie nicht nur darüber, sondern auch über die Bücher, die sie gelesen hatte. Sie schwärmte inzwischen für Tolstoi, aber interessierte sich auch für Lassalle und Karl Marx, von denen sie aber noch nichts gelesen hatte. Marx sei auch der Enkel eines Rabbiners gewesen, bemerkte Dr. Vogelstein einmal, als sie in seinem Arbeitszimmer Tee tranken. Doch die Begeisterung seiner Schülerin befremdete ihn ein wenig, ebenso ihre Schwärmerei für die Revolution, von der sie nur unklare Vorstellungen hatte. Mehrmals brachte er das Gespräch auf eine biblische Geschichte aus dem 2. Buch der Tora, die Hertha schon vor Jahren von ihm gehört hatte. In dieser Erzählung irrte das gerade aus der ägyptischen Gefangenschaft errettete Volk Israel durch die Wüste Schur. Die Menschen waren am Verdursten, als sie endlich an einen Brunnen kamen, den Brunnen von Mara, dessen Wasser sich als bitter, als ungenießbar erwies. Die Menschen beehrten in ihrer Verzweiflung gegen Mose auf, vergaßen, dass er sie erst kurz zuvor durch das Rote Meer geführt hatte. Sie wandten sich gegen ihn und haderten mit ihrem Schicksal. Mose aber rief und schrie zum Höchsten, der ihn anwies, ein Stück trockenes Holz, wohl einen der verdorrten Wüstenbäume am Rande des Brunnens, in das Wasser zu werfen, das dadurch seine Bitterkeit verlor und genießbar wurde. Die Israeliten stärkten sich, zogen weiter durch die Wüste bis nach Elim, wo es zwölf Quellen und siebenzig Palmen gab. Und an diesem ruhigen Ort konnten sie ihr Lager aufschlagen.

Hertha stellte sich schon als Kind all das vor: den Durst der erschöpften Menschen, ihre Zweifel, ihr Aufleben angesichts

des Brunnens und die verzweifelte Wut, als sie merkten, dass das Wasser vergiftet war. Aber dass das Gebet die Rettung sein sollte, leuchtete ihr nicht ein.

»Nein«, meinte der Rabbiner, »nicht das Gebet allein, vor allem die Tat. Das Holz musste ins Wasser geworfen werden. Das Murren und Hadern schwächte die Israeliten am Brunnen von Mara zusätzlich, Mose aber glaubte an eine Lösung, er vertraute auf den Höchsten, dem er die Not der Israeliten schilderte, und dann handelte er.«

»Wo ist denn diese Wüste Schur?«, fragte Hertha, und der Rabbiner lächelte. »Man weiß es nicht, vielleicht im West-Sinai. Aber du wirst sie auch anderswo finden. Die Wüste Schur und der Brunnen Mara sind mythische Orte, keine realen. Mara bezieht sich auf die hebräische Wortwurzel mar, also bitter. Die Schwiegermutter Ruts nannte sich Mara, weil ihr Leben so bitter war. Aber in der zu mar gehörenden Wortwurzel klingt noch eine andere an, die für: widerspenstig. Das passt besser zu dir, Hertha, hüte dich vor Bitterkeit.«

Hermann Vogelstein war dafür bekannt, die Bedeutung der Worte abzuwägen, nach der Herkunft der Namen zu fragen und die Sprache selbst als Brücke zu erkennen zwischen dem, was vergessen, und dem, was gegenwärtig war. Von ihm wusste Hertha, dass Polangen, der Ort der Großeltern, auf Altkurisch nichts bedeutete als: Sumpfloch. Und der Fluss Pregel hieß vor Jahrhunderten Flumen Pregare, das heißt: schnell oder mutig. Auf Prußisch aber bedeutete es: Hölle oder Abgrund. Doch auf Litauisch hieß der Fluss Preigillis: an der tiefsten Stelle.

»So ist das mit den Worten«, sagte der Rabbiner. »Sie bedeuten Verschiedenes, je nachdem, wie man sie deutet. Glaube nicht zu sehr den Begriffen, sieh selbst hin.«

Und dann kam er wieder auf den Brunnen von Mara zu sprechen, dessen Wasser womöglich bitter schmeckte, weil es

stark magnesiumhaltig war. Durch das Magnesium wurden die Keime abgetötet, die Amöben und Parasiten, die die Israeliten aus der Gefangenschaft mitgebracht hatten. Wenn man es so sah, war das anfangs bittere Wasser heilsam, ein Segen.

»Was nützt so ein Segen, wenn das Wasser ungenießbar ist?«, zweifelte Hertha.

»Es blieb ja nicht so, in der Erzählung heißt es, das Holz nahm die Bitterkeit und machte das Wasser süß.«

»Aber was soll das für ein Holz gewesen sein?«

Etwas mürrisch, aber doch geduldig erklärte der Rabbiner ihr, dass manche Holzarten durchaus schädliche Stoffe aufsaugen können. Dass dieses heilende, rettende Holz aber für jedes Gift ein anderes sein muss und dass, wie er am Beispiel des Magnesiums zeigte, auch das Bittere nicht immer Gift und selbst das Gift manchmal heilend sei.

Hertha schwirrte der Kopf, wenn sie von den Gesprächen mit dem Rabbiner zurückkehrte in die Knochenstraße. Nein, die Dinge waren nicht einfach, aber sie wollte sie verstehen, sie wollte begreifen, wie alles zusammenhing, welches Holz das Wasser genießbar machen könnte. Doch an die Kraft der Gebete konnte sie nicht glauben.

Ihr Leben lang hat sie an den Rabbiner Vogelstein gedacht, dankbar, weil er ihr half, Königsberg zu verlassen, weil er ihren Sinn für die Schönheit und Vieldeutigkeit der Sprache weckte, weil er lange der Einzige war, dem sie ihre Fragen anvertrauen konnte.

Und auch an den bitteren Brunnen erinnerte sie sich immer wieder. Oft hatte sie selbst das Gefühl, nach dem Marsch durch die Wüste durstend vor einem Wasser zu stehen, das bitter war, vergiftet. Dann erinnerte sie sich an das rettende Holz und suchte danach.

Als Hertha längst in ihrem eigenen Leben angekommen

war, als sie schon in London lebte, wurde der Rabbiner für ein anderes jüdisches Mädchen aus Königsberg der verehrte Lehrer und Wegbereiter. Hannah Arendt, zwölf Jahre jünger als Hertha, gilt heute als eine der großen Denkerinnen des 20. Jahrhunderts. Wahrscheinlich sind sie sich nie begegnet, obwohl sie nicht nur in Königsberg, sondern auch in Berlin, Paris und New York gleichzeitig lebten, obwohl viele politische Freunde Hannah Arendts auch zu Jacob und Hertha Walchers Umfeld gehörten. Hannah Arendt wuchs auf der anderen Seite des Pregels auf, in den Hufen, dem Viertel der Wohlhabenderen. Ihre Mutter Martha war mit dem Rabbiner und seiner Familie befreundet, auch die kleine Hannah erfuhr durch ihn ihre ersten religiösen Unterweisungen. Dabei überraschte er sie durch seine Gelassenheit gegenüber ihrem kindlichen Aufbegehren. Als sie behauptete, nicht an Gott zu glauben, fragte er nur: »Und wer hat das von dir verlangt?« Durch ihn begriff Hannah Arendt: Die eigentliche Frage im Leben ist nicht: »Was glaubst du?«, sondern: »Wer bist du?«

»Say a mensch«, viel mehr als diesen Satz konnte Isaak Gordon seiner Tochter Hertha nicht mitgeben, als er und Chienka auch sie schließlich nach Zorn und Tränen gehen ließen. Aber dieser Satz war die Antwort auf die eigentliche Frage im Leben, die auch Hannah Arendt umtrieb und so viele andere, zu denen Hertha sich auf den Weg machte. Die Mamuschka nähte ihr aus dickem Segeltuch eine Tasche mit Ledergurten. Eine ähnliche, kleinere brachte ich mir mehr als sechzig Jahre später aus Polen mit, Hertha sah sie manchmal, und jedes Mal erzählte sie mir von der Tasche ihrer Mutter, die sie achtundzwanzig Jahre lang besaß. Sie hatte sie durch verschiedene Städte und Länder geschleppt, durch Lagerbaracken und Hotelzimmer, bis diese Tasche schließlich in Südfrankreich am Rande eines Thymianfeldes zurückblieb.

Meine war schon zum Ende des Studiums zerschlossen, wo sie geblieben ist, weiß ich nicht mehr.

Nun war die achtzehnjährige Hertha in London. Auch hier traf sie überall auf die Spuren ihrer Schwester, aber Rosa Gordon war schon weitergezogen, zum Kummer der Eltern nicht zurück nach Königsberg, sie lebte jetzt in der Schweiz, verdiente als Sekretärin Geld, schickte auch regelmäßig kleine Summen nach Hause. Aber Hertha wusste, dass die Mamuschka das Geld nicht ausgab, sondern sparte, denn irgendwann würde Rosa doch heiraten und es dann brauchen. Aber Rosa dachte wohl nicht an eine Heirat. Von der Leiterin des Wohnheims, einer Mrs. Pincus, hörte Hertha, dass ihre Schwester einen liederlichen Lebenswandel geführt habe, sie sei mit Männern gesehen worden und kaum in die Synagoge gegangen. Hertha ging in die Synagoge, wie es die Damen des Kuratoriums erwarteten, doch die Gottesdienste dort berührten sie nicht, sie traf niemanden, dessen Klugheit und Wärme an Dr. Vogelstein heranreichten. Es befremdete sie, dass registriert wurde, wie oft sie an Gottesdiensten teilnahm, selbst ihr frommer Vater war immer der Meinung gewesen, ein Mensch müsse selbst entscheiden, wann und wie er die Verbindung suche zu seinem Gott, dessen Namen Isaak Gordon nicht aussprach. Aus Rosas Briefen kannte Hertha Mrs. Pincus schon, eine magere Person um die fünfzig, eine wahre Klatfe, die sogar die Schränke der Mädchen kontrollierte. Aber Hertha hatte nichts anderes erwartet und war trotzdem dankbar, hier sein und lernen zu dürfen. England war das Geburtsland der modernen Stenografie, das deutsche Gabelsberger-System hatte sie sich schon selbst etwas beigebracht, aber hier erlernte sie auch die phonetische Kurzschrift von Isaac Pitman und das System von John Robert Gregg, das sich vor allem in den USA verbreitete. Ihr machte es

Spaß, die Sprache blitzschnell in Punkte, kleine waagerechte Linien und Winkel umzuwandeln. Sie lernte schnell, auch das Englische fiel ihr leicht.

Die Kurse fanden in Covent Garden hinterm Gemüsemarkt statt, und jeden Morgen ging sie staunend durch die Stadt. Die Pferdebusse, die bald eingestellt wurden, waren ihr zu teuer, auch die neuen Motorbusse. Aber das machte nichts, sie ging gern zu Fuß. Auf dem Rückweg streifte sie durch die breiten, vornehmen Straßen mit ihren Säulenportalen, bog ab in die dahinterliegenden Gassen, machte Umwege bis in Gegenden, in denen Schmutz und Elend nicht zu übersehen waren. Und dahinter verliefen noch andere Straßen, sie konnte sich nicht vorstellen, dass man dieses London je ganz erkunden könnte. Aber irgendwo in diesem Gewirr von Straßen und Plätzen, hinter einer der fünfunddreißig Brücken musste das Leben sein. Manchmal saßen die anderen im Wohnheim schon beim Essen, wenn sie zurückkam, und sie sah die vorwurfsvollen Blicke, die ihr peinlich waren, sie wollte nicht mit Rosa verglichen werden und sich auch nicht undankbar zeigen.

Das Mädchenheim bestand aus zwei Etagen in einem schönen Backsteinhaus in der kleinen Straße Alfred Place, nicht weit von der Oxford Street; es gehörte einer Lady Montesquieu, Nachfahrin des berühmten Philosophen, aber die lernte Hertha nie kennen. Es gab einen Paternoster mit Gittertüren, doch den sollten die Mädchen nicht benutzen. Sie schliefen zu viert in kleinen Zimmern, jede hatte ein Bett, eine Schrankhälfte, es gab einen Tisch, an dem sie arbeiten konnten, und einen Saal, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden. Hertha befreundete sich etwas mit einem blonden Mädchen, Rahel Schäfer, sie war schon länger hier und kannte noch Rosa. Zu Herthas Erleichterung lobte sie nicht deren Schönheit und Intelligenz, äußerte sich aber auch nicht so abfällig wie Mrs. Pincus. Ja,

